Nr. 51 Leipzig, den 11. Dezember 1887

Ausgabe am Donnerstag
Expedition: Königsstraße 20

Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen

Evangelisch-Lutherisches Gemeindeblatt

für die gebildeten Glieder der evangelischen Kirchen

Abonnementspreis: Vierteljährlich 1 Mark 50 Pf.

(Post-Zeitungskatalog Nr. 1837 a)

Insertionsgebühr: Für die dreigespaltene Zeile 30 Pf.

Inhalt: Zur Beachtung — Königseinzug 2 — Friedrich Schleiermacher — Frederick Maurice. 1. Entwicklung — Zur Beurteilung unsrer evangelisch-lutherischen Glaubensgenossen in den russischen Ostseeprovinzen — „Die christliche Welt" — Bücher und Schriften: Die christliche Religion und die Naturwissenschaft; Das christliche Haus; Predigten von Karl Immanuel Nitzsch; Ein Wunderkind; Erzählungen; Nordische Dichtungen; Gevatter Tod; Ein vorzügliches Weihnachtsgeschenk; Kinderschriften — Verschiedenes: Vom „Staatsanzeiger für Württemberg"; Dr. Schwalb und die Allg. Ev.-Luth. Kirchenzeitung als Eideshelfer; Berichtigung aus Litauen; Reliquie des heiligen Nepomuk; Bischof D. Teutsch

Zur Beachtung

Alle Leser d. Bl. bitten wir freundlichst, den in vorliegender Nummer enthaltenen Artikel „Die christliche Welt" nicht übersehen zu wollen.

Die Verlagshandlung — Der Herausgeber

Königseinzug

Machet die Thore weit und die Thüren in der Welt hoch, daß der König der Ehren einziehe. Psalm 24, 7.

2

Wo ein König seinen Einzug hält, da baut man ihm Ehrenpforten und Triumphbogen. Und man richtet diese nicht bloß weit genug her, damit sie ihm und seinem zahlreichen Gefolge bequem die Durchfahrt gestatten; sondern man pflegt sie auch hoch und stattlich aufzuführen, mehr als Rosses- und Reitersgröße nötig macht, um auch dadurch des Königs Majestät zu ehren. Zu gleichem Zwecke schmückt man dann auch die Straßen, durch welche er zieht, bestreut die Wege, bekränzt die Häuser, hängt die Fahnen aus und legt selber Feiertagsgewand an, alles, damit des Königs Auge sich erfreue und er den Dank, die Liebe seiner Bürger sehe.

Ein Gleiches wollen doch auch wir zur Ehre unsers Königs nicht versäumen. Es soll auch ihm die Einkehr bei uns gefallen können. Wo die Stämme seines Erbes wohnen, da sollen auch die Häuser und Straßen in den Stand gesetzt sein, daß sein Blick mit Zufriedenheit und Freude darauf ruhen dürfe. Und weil sein Auge so scharf ist und auch ins Verborgene schaut, so bringe ein jeder auch sein Herz und Gewissen in Ordnung, damit er sich nicht scheuen müsse, vor des Königs Angesicht zu treten.

Er ist der Sohn des heiligen Gottes und selber heilig, wie der Vater ist. Was er an unheiligem Wesen unter uns und in uns findet, das muß ihn beleidigen und betrüben. Hoffen und fordern muß er, daß die, welche er die Seinen nennt, als ein heiliges Volk sich zeigen, dem man es ansieht, daß es ihm angehört. Da wird ein jeder an sich selbst und in seiner Umgebung genug entdecken, was ihm zu denken und zu schaffen giebt. So manches, das bisher übersehen und unbeachtet geblieben ist, könnte nun abgestellt und geändert werden. Was man bisher mit halbem Gewissen getragen und gethan hat, dem könnte man nun mit größerer Strenge entgegentreten. Wozu man noch immer nicht sich hat verstehen mögen, dazu könnte man jetzt einen herzhaften Entschluß fassen.

Bei jeder Haushaltung ists wohl angebracht, wenn man zuweilen einmal einen neuen Anlauf nimmt, schärfer als gewöhnlich nach dem Rechten sieht, genauer als sonst das ganze Wesen mustert. Immer kommt doch allerlei dabei zu Tage, was anders und besser sein könnte, wo man Hand anlegen und Wandel schaffen muß, wo eine größere Sorgfalt, eine kräftigere Anspannung notwendig ist. Solch eine Umschau auch einmal in unserm Herzen und im innern Heiligtum unsers Hauses vorzunehmen — welche Zeit im ganzen Jahre könnte uns nachdrücklicher und zugleich freundlicher dazu auffordern und mahnen, als gerade die Zeit vor der heiligen Weihnacht, in der wir ja auch äußerlich das Haus so festlich als möglich herzurichten und zu schmücken suchen, und in der auch das härtere, unempfänglichere Gemüt etwas von der heiligen Art empfindet, die sie an sich trägt.

Und der Adventskönig ist vor allem der Sohn der ewigen Liebe. Durch nichts so sehr vermögen wir ihn zu ehren, als wenn wir in diesem seinen tiefinnersten Wesen ihn zu verstehen und ihm zu genügen wissen. Wo es hier gebricht, da verliert für ihn jede andre Huldigung ihren Wert. — Am Weihnachtsfest sucht jeder, der nur irgend dazu imstande ist, den heimatlichen Herd, den trauten Kreis der Familie. Aus weiter Ferne zieht's ihn herbei; die beschwerlichste Reise scheut er nicht, um die Tage des Festes daheim zuzubringen und die Lichter des Christbaums in den Augen seiner Lieben leuchten zu sehen. So schmerzlich entbehrt er sonst niemals ihre Gemeinschaft, so einsam fühlt er sich sonst nie, als wenn er den heiligen Abend fern vom väterlichen Dache für sich allein verleben muß. So soll denn auch niemand, der das Glück hat, dort, wohin sein Herz gehört, am lieben Weihnachtsfeste zu sein, in seiner Hoffnung sich betrogen sehen. Enger und inniger noch als sonst sollen alle Glieder der Familie sich zusammenschließen; herzlicher, rücksichtsvoller noch soll ihr Verkehr mit einander sein; sorgfältiger noch soll jeder alles meiden, was einen Mißton hervorrufen könnte; williger und fröhlicher noch soll jeder sich bemühen, die Tage des Festes für alle so schön, so friedlich, so gesegnet als möglich zu gestalten. Und wenn in unserm Hause auch solche sind, denen es nicht vergönnt ist, das Fest daheim bei Vater und Mutter zu feiern, wir wollen ihnen doch zeigen, daß wir sie verstehen und ein Herz für sie haben, wollen doch mit doppelter Freundlichkeit ihnen entgegenkommen und sie mit hereinziehen in unsre Feier und Freude, wollen doch das Unsre thun, ihnen Ersatz zu bieten und in unsrer Nähe sie vergessen zu lassen, was sie entbehren müssen.

Und wenn es draußen noch andre giebt, die nicht selbst den Christbaum sich anzünden und den Weihnachtstisch sich decken können, und die gerade jetzt ihre Armut doppelt schmerzlich empfinden, so manche Eltern, denen das Herz blutet, weil sie nichts haben, womit sie ihre Kinder zu erfreuen vermöchten, so manche Kinder, die traurig zur Seite stehen müssen und nicht mit einstimmen

dürfen in den Jubel, der überall sonst herrscht, so manche arme Witwe, die wie vergessen und übrig geblieben in ihrem einsamen Stübchen sitzt, so wollen wir uns doch erinnern, daß das Christkind diese alle auf unsre Liebe angewiesen hat, und wollen Gott uns dankbar dafür beweisen, daß er die Mittel uns gegeben und das schöne Vorrecht uns verliehen hat, andre beglücken und erfreuen zu dürfen. Was giebts denn Schöneres, als des Christkinds Stelle dort zu vertreten, wohin es sonst nicht kommen würde mit seinen Gaben, als den Lichterbaum in eine Stube zu bringen, in der er sonst nicht leuchten könnte, Kinder singen und springen zu machen, die sonst weinen und sich kümmern müßten, einer einsamen Seele zu zeigen, daß wir an sie gedacht haben, daß sie nicht verlassen ist!

So macht man sich selbst die schönste Weihnachtsfreude und öffnet dem König Jesus die Thüren, Einzug zu halten. D

Friedrich Schleiermacher

Mit Recht zählen wir Friedrich Schleiermacher zu den größten Männern, welche aus dem deutschen Protestantismus hervorgegangen sind. So vielseitig die Wirksamkeit war, die ihm beschieden gewesen ist, so mannichfaltig sind die Anregungen, welche er auf den verschiedensten Gebieten gegeben hat. Als genialer wissenschaftlicher Theolog und fesselnder, einflußreicher Kanzelredner, als weitherziger Kirchenpolitiker und begeisterter Patriot, als tiefblickender Philosoph und scharfsinniger Altertumsforscher, hat er sich in allen Zweigen des Wissens und der Praxis, die seine reiche Thätigkeit umfaßte, ausgezeichnet. Aber wie verschiedenartig auch seine Verdienste waren, ihnen allen liegt als Einheit die durchgebildete Geschlossenheit seines bestimmt ausgeprägten Charakters zu Grunde, welche erst seinen reichen Gaben ihre Richtung verlieh. Mehr als bei vielen andern großen Männern vermögen wir bei ihm alle seine Leistungen auf ein Prinzip seines gesamten Lebens zurückzuführen. Er war im vollsten Sinne des Wortes eine christliche Persönlichkeit, und dieser Grundzug seines Wesens läßt sich überall, wo wir ihm auch begegnen, in der wohlthuendsten Weise wahrnehmen. Wenn Schleiermacher in seiner „Kurzen Darstellung des theologischen Studiums“ das Bild des „Kirchenfürsten“ zeichnet, in dem sich „religiöses Interesse und wissenschaftlicher Geist im höchsten Grade und im möglichsten Gleichgewichte“ vereinigen, so dürfen wir wohl anerkennen, daß er selbst in seiner Thätigkeit diesem Ideal so nahe wie möglich gekommen ist.*)

Schleiermacher gehört zu denjenigen Menschen, deren Genius sich langsam zu der ganzen Fülle seiner Erscheinungen entfaltet hat, ehe er zu seiner weitgreifenden Wirkung gelangte. Begünstigt wurde seine Entwicklung durch die wechselvollen Ereignisse, welche zu seiner Zeit das geistige Leben Deutschlands mit so reichen Anregungen befruchtet haben. Am wichtigsten wurde für ihn seine Verbindung mit der romantischen Schule. In übersprudelnder Kraft, als Vertreter einer zweiten Sturm- und Drangperiode, deren Wellen aber nicht mehr allein die Dichtkunst, sondern die gesamte Kultur des damaligen Deutschlands ergriffen, unternahm dieser Kreis ideal gerichteter junger Männer den Streit gegen die herrschende engherzige Aufklärung mit ihrer nüchternen Verstandesbildung und mit ihrem Mangel an Verständnis für die Ansprüche des Gemütes. Im Gegensatze zu den toten Formen, in welchen diese einst berechtigte Opposition gegen eine innerlich erstorbene Orthodoxie ihren Ruhepunkt gefunden hatte, und im Kampfe gegen den Zwang allgemeiner Vernunftregeln, die jedes eigentümliche Leben im Keime erstickten, machten die Romantiker das Recht des Individuums mit allen seinen Konsequenzen geltend. Ueber die Einseitigkeit, mit der diese Reaktion eintrat, über die Verkehrtheiten, deren sich ihre Träger in ihrem Leben ebensowohl wie in der Ausübung und Kritik der Kunst schuldig machten, steht das Urteil der Gegenwart fest. Daß sie aber auch segensreiche Anregungen gegeben haben, wird daneben nicht verkannt. Und gerade solche sind an der Entwicklung Schleiermachers anschaulich, welcher außer Aug. Wilh. Schlegel der einzige Romantiker ist, in dem sich der Most jener überschäumenden Jugendzeit zu der festen Kraft seiner Mannesjahre und zu der reifen Weisheit seines höhern Alters abgeklärt hat. Für Schleiermacher wurde es bedeutungsvoll, daß er 1797 mit Friedrich Schlegel, dem jüngern Bruder August Wilhelms, enge Freundschaft schloß, ja bald mit ihm zusammen eine gemeinschaftliche Wohnung bezog. Im Verkehr mit diesem aufstrebenden Geiste und seinen gleichgesinnten Genossen erweitert sich nun plötzlich sein Gesichtskreis. Er sieht sich inmitten einer Fülle von geistigen Bestrebungen aller Art gestellt, deren Früchte er sich gar bald aneignete, deren Reichtum er aber vorher kaum geahnt hatte.

Sein Leben war ja bisher sehr einfach gewesen. Als Sohn eines Feldpredigers am 21. November 1768 zu Breslau geboren, in der Kindheit besonders durch seine fromme und kluge Mutter beeinflußt, hat er seine spätere Erziehung in der Brüdergemeine, und zwar zuerst auf dem Pädagogium zu Niesky, dann auf dem Seminar zu Barby erhalten. Der Zwiespalt, in den sich sein kritischer Geist bei der engherzigen Abschließung der Herrnhuter von der wissenschaftlichen Arbeit der Zeit gestellt sah, führte zum Austritt aus der Brüdergemeine. Erschwert wurde dieser Bruch mit seiner ganzen Vergangenheit durch die Qualen neuer Kämpfe zwischen Pietät und Ueberzeugung, die ihm sein Vater nicht ersparte, obgleich dieser selbst einst, wie er später dem Sohne gestand, zwölf Jahre lang als ein Ungläubiger gepredigt und seine Verkündigung von Gottes Wort nur den Ansprüchen seiner Hörer angepaßt hatte. Indem er seinem Sohne die Erlaubnis gab, in Halle zu studiren, enthielt er sich nicht, dessen Herz durch den Erguß eines Schmerzes zu zerreißen, dem jedes Verständnis für den Gemütszustand jenes fehlte. „Und nun mein Sohn — schrieb er demselben —, den ich mit Thränen an mein beklommenes Herz drücke, ach! mit herzzerschneidender Wehmut entlasse ich dich, und entlassen muß ich dich, da du den Gott deines Vaters nicht mehr anbetest, nicht mehr vor einem Altar mit ihm niederkniest.“ Erst später glich sich das Mißverhältnis zwischen Vater und Sohn in wohlthuender Weise aus. Inzwischen folgten für diesen Jahre der Arbeit und der Entsagung. Die Studienzeit in Halle und die weitere Vorbereitung für den geistlichen Beruf im Hause seines vortrefflichen Onkels Stubenrauch, einige schöne Jahre zu Schlobitten in Westpreußen, während er Hauslehrer beim Grafen Dohna war, und eine kurze Thätigkeit als Gymnasiallehrer in Berlin gingen dem Antritt einer Hilfspredigerstelle zu Landsberg an der Warthe voran, welche Schleiermacher von 1794 bis 1796 inne hatte.

Dann wurde er als reformirter Prediger an der Charité in Berlin angestellt und übernahm damit ein Amt an einer seinen Interessen recht fernstehenden Gemeinde, dessen Aufgaben seinen auf umfassendere Ziele gerichteten Geist nicht vollständig erfüllten. Dennoch sind die sechs Jahre, welche Schleiermacher in dieser Stellung zugebracht hat, die wichtigsten für seine Entwicklung gewesen. Er fand bald Eintritt in schöngeistige Kreise der Residenz, so in die Häuser der gebildeten Jüdinnen Henriette Herz und Dorothea Veit, wo er in harmonischem Austausch mit gleichgestimmten Seelen reiche Anregungen des Gemüts gab und fand. In solchem Verkehr entwickelte sich bei Schleiermacher die Kenntnis des menschlichen, vornehmlich des weiblichen Herzens zu der Meisterschaft, die bei ihm ein hervorstechender Charakterzug geworden ist. Zwar entging sein eignes Herz nicht einer Verirrung. Die tiefe, innige Liebe zu der unglücklich verheirateten edeln Eleonore Grunow, welche den Zug der Wehmut wohl verständlich macht, der Schleiermachers auftrebenden Genius in diesen und den folgenden Jahren begleitet, hat er später selbst nur als eine Verfehlung auffassen können, als er seine zwei berühmten Predigten über die christliche Führung der Ehe und deren Unauflöslichkeit hielt.

Daneben lag er seiner wissenschaftlichen Fortbildung mit demselben Eifer und der gleichen Energie ob, die er immer bewährt hatte. Seine philosophische Entwicklung war von dem Studium Kants ausgegangen. Aber dessen Voraussetzung von einer in allen Menschen gleichen Vernunft war ihm nie sym-

*) Vgl. die vortreffliche Biographie Schleiermachers von W. Dilthey, erster Band, 1870, auf deren Fortsetzung wir leider noch immer vergeblich warten.

pathisch gewesen. Nun überwand er in selbständiger und eindringender Arbeit die Einseitigkeiten der Kantschen Philosophie. Schon ehe er mit den andern Romantikern in Berührung gekommen war, beherrschte sein Denken die Frage nach dem Ursprung und dem Wesen der menschlichen Individualität. Aber gerade in diesem eignen Erwerb zeigt sich die verwandte Geistesrichtung mit seinen demnächstigen Genossen, welche ihm nur erst zum Bewußtsein zu kommen brauchte, um ihn denselben als Mitarbeiter zuzuführen. Andre Philosophien, besonders die Spinozistische und Platonische, gewannen zugleich Einfluß auf sein Denken. Aber wenn er auch sich selbst nur als einen Dilettanten in der Philosophie bezeichnete, und wenn thatsächlich seine Philosophie durchaus eklektisch war, so verleugnet sich doch nirgends die Selbständigkeit, die ihm auch hier, wie auf allen Gebieten seines geistigen Arbeitens, eigentümlich war. Er ging nicht auf in dem Drange neuer Ideen und neuer Impulse, dem die meisten seiner Freunde in unklaren und unreifen Schöpfungen Ausdruck verliehen. Wie er im Verkehr mit diesen nie die Sicherheit seines eignen Urteils verlor, so lernte er den neuen Stoff, der ihm zuwuchs, beherrschen, ehe er ihn gestaltete. Weil er sich erst zur Freiheit durchringen mußte, um seine Gedanken und Gefühle in einer seiner Eigentümlichkeit wirklich entsprechenden Weise zur Darstellung bringen zu können, wurde ihm der Entschluß so schwer, als Schriftsteller aufzutreten. Nur mit Mühe gewannen ihm seine Freunde denselben ab.

Aber als er die Schwierigkeiten überwunden hatte, war der Wurf auch epochemachend, mit dem er sich zuerst an die Oeffentlichkeit wagte. In seinen „Reden über die Religion an die Gebildeten unter ihren Verächtern,“ welche 1799 erschienen, trat er denjenigen gegenüber als Lehrer auf, von denen er vor kurzem erst noch gelernt hatte. Den romantisch gerichteten Gebildeten, welche ein offenes Herz für alles Schöne und Edle in der Kunst und im Leben haben, will er das Verständnis für die Religion erschließen, die sie verachten, nur weil sie sie nicht kennen. Sie halten für Religion Gebäude von Dogmen, welche der Verstand aufgerichtet, Zusammenhänge von Sittenregeln, denen sich der Wille fügen soll. Aber hierin besteht nicht die Religion. Diese selbst hat ihre „Provinz“ im Gemüte, sie ist eine unmittelbare Stimmung und Thätigkeit des Gefühls. Als solche ist sie nicht mit dem Denken und Wollen zu verwechseln, sondern sie steht selbständig daneben. Aber sie soll die Wissenschaft und das sittliche Handeln fortdauernd begleiten, um diesen erst den wahren Wert für das wirkliche Leben des Menschen zu verleihen.

Man hat oft die Art bemängelt, wie Schleiermacher diese Grundgedanken durchführt. Man hat ihn der Heuchelei geziehen, weil die Ausführungen der Reden angeblich nicht mit den mehr theologischen Kundgebungen andrer seiner Schriften übereinstimmten. Man hat deswegen selbst den Charakter des Mannes verdächtigt, der den Mut seiner Ueberzeugung in seinem lautern Leben nie verleugnet hat, und der durch diesen vor jenen Vorwürfen geschützt sein sollte. Der Fehler solcher Beurteilung liegt darin, daß man nicht beachtet, wie Schleiermacher in seinen Reden nur von Gedanken ausgehen konnte, für welche er ein Verständnis bei seinen der Religion abgeneigten Lesern voraussetzen durfte. Von hier wollte er dieselben weiter, und zwar zu dem positiven Christentum, führen. Zwar überläßt es Schleiermacher mehr seinem Publikum, diese Konsequenz selbst zu ziehen, als daß er sie seinerseits schon zur vollen Deutlichkeit brächte. Aber gerade diese Diskretion war dem schwer zu behandelnden Leserkreise gegenüber angezeigt, von dessen Verachtung gegen die Religion der Redner den Ausgang seiner Werbung für dieselbe genommen hatte. Der unmittelbare Erfolg der Reden auf das Publikum, dem sie gewidmet sind, ist freilich nicht allzu groß gewesen. Aber der Verfasser selbst bezeichnet die wirklich gebildeten Verächter der Religion im Vergleich zu den ungebildeten Aufklärern auch nur als ein kleines Häufchen.

Einen ganz andern Standpunkt als in den Reden nimmt Schleiermacher in seinen bald darauf (1800) erschienenen „Monologen“ ein. Diese haben ein durchaus ethisches Ziel. In ihnen stellt der Redner seine eigne Persönlichkeit und seinen Charakter dar, wie er, ausgehend von dem Bewußtsein der Freiheit, das Leben zu verstehen und zu gestalten versucht. Die Monologen machen noch immer auf idealistische Gemüter in der Zeit ihrer Entwicklung großen Eindruck. Dennoch fehlt ihnen die Klassizität. Darüber schwindet jeder Zweifel, wenn wir sie mit einem in manchen äußern Punkten gleichartigen, in dem Grundton aber so ganz verschiedenen Werke, Augustins Konfessionen, vergleichen. Freilich kann man die Monologen nicht richtig verstehen, wenn man nicht die in ihnen gegebene Darstellung des Lebensideals Schleiermachers als einen Ausfluß seiner religiösen Grundanschauung auffaßt. Dennoch kommt die religiöse Stimmung, welche in den Reden so wohlthuend vorherrscht, in den Monologen nicht genügend zur Geltung. Der romantische Subjektivismus tritt in ihnen allzu einseitig, und zwar in Gestalt einer Selbstgerechtigkeit, hervor, welche gerade im Gegensatz zu der Demut, die in Augustins Bekenntnissen die Grundstimmung ist, nur einen unbefriedigenden Gesamteindruck von diesem Werke Schleiermachers hinterlassen kann.

Wenn auch schon die bisher erwähnten Schriften Schleiermachers manche Gegner fanden, die sich durch das selbstbewußte Auftreten und die Angriffe desselben gereizt sahen, so erregte sein nächstes Werk geradezu allgemeinen Anstoß. Es sind dies die so viel geschmähten „Vertrauten Briefe über Schlegels Lucinde.“ Eine eingehende und umsichtige Beurteilung derselben hat Haym in seiner „Romantischen Schule“ gegeben und den Mißgriff, den Schleiermacher damit begangen hat, aus seinen augenblicklichen Lebensverhältnissen auch psychologisch verständlich gemacht. Wenn aber insgesamt kein andres als ein verwerfendes Urteil über die Vertrauten Briefe gefällt werden kann, so verdient doch das Hauptproblem, welches Schleiermacher darin im Anschluß an Schlegels Roman „Lucinde“ behandelt: das Verhältnis der sinnlichen und der geistigen Seite der Liebe, und die Lösung desselben in der Annahme einer höheren Einheit beider noch aus einem andern Gesichtspunkte betrachtet zu werden. Die wenn auch im einzelnen oft mißlungene Ausführung jenes Gedankens ist immerhin als ein Beitrag zur Lösung der Aufgabe anzusehen, die Schätzung der Ehe als einer göttlichen Ordnung, welche der Protestantismus auf seinem Gebiete in der Praxis gegen den Katholizismus durchgesetzt hat, auch theoretisch zu begründen. Denn wenn die Ehe nicht nur eine Konzession an die menschliche Schwachheit ist, sondern ein christlicher, heiliger Stand, auf welchem vorzugsweise der göttliche Segen ruhen soll, so muß auch die in derselben erfolgende Vereinigung der Geschlechter als rein beurteilt werden. Wenn also Schleiermacher auch der sinnlichen Seite der Liebe im Unterschiede und in der Vereinigung mit der geistigen gerecht zu werden versucht, so ist das nichts andres, als die Durchführung seines protestantischen Standpunktes in der Beurteilung der Frage im ganzen. Daß er dabei freilich manchen Uebertreibungen, Verkehrtheiten, Paradoxien nicht entgangen ist, rührt einmal von der durchgehenden Anlehnung seiner Auseinandersetzungen an Schlegels verwerfliches Machwerk her. Anderseits erklärt sich die abfällige Beurteilung der herrschenden Sitte und das Streben nach Emanzipation von deren Forderungen daraus, daß Schleiermacher, der ja seit früher Jugend den segensreichen Aufenthalt im eignen Vaterhause entbehren mußte, in seiner romantischen Periode keinerlei Gelegenheit hatte, in seiner nächsten Umgebung gesundes Familienleben zu beobachten.

In den Jahren 1801 und 1802 löste sich allmählich der Zusammenhang der romantischen Schule. Auch Schleiermacher schied aus den Berliner Kreisen, in denen er in den letzten Jahren heimisch gewesen war, als er 1802 eine Hofpredigerstelle zu Stolpe in Pommern antrat. Es begann für ihn die Zeit ruhiger, aber unermüdlicher Arbeit, deren erste Früchte seine „Grundlinien einer Kritik aller bisherigen Sittenlehre“ (1803) und die Anfänge seiner Uebersetzung von Platos Werken waren. Als er dann 1804 eine außerordentliche Professur an der Universität Halle übernahm, führten ihn die Aufgaben dieses neuen Berufs immer mehr zur eigentlich theologischen Arbeit, neben welcher er allerdings fortdauernd auch seinen philosophischen Studien oblag. Dazu kamen die Pflichten seines Berufs

als praktischen Geistlichen und Kirchenmannes, besonders seitdem er wieder zu Berlin in der Mitte des kirchlichen Lebens stand. Als nämlich die Universität Halle nach dem Siege der Franzosen aufgelöst wurde, kehrte Schleiermacher 1807 nach Berlin zurück, wo er seitdem ununterbrochen bis zu seinem Lebensende geblieben ist.

Zunächst wurde er Prediger an der Dreifaltigkeitskirche, und in diesem Amte ist ihm die großartige Wirksamkeit als Kanzelredner zu Teil geworden, welche noch jetzt unvergessen ist. Von Schleiermachers Predigten sind uns die meisten erhalten in Sammlungen, die zum Teil er selbst, zum Teil andre veranstaltet haben. Wenn dieselben noch immer in unsrer protestantischen Erbauungsliteratur eine ausgezeichnete Stelle einnehmen, so bezeugen doch solche, welche Schleiermacher selbst haben predigen hören, daß der gewaltige Eindruck, den er mit seinen Predigten machte, nicht sowohl durch die Form, in welcher er redete, als durch die unmittelbare Kundgebung seiner Persönlichkeit in denselben bei seinen Hörern hervorgerufen wurde. In der Zeit der französischen Uebermacht nahm Schleiermacher gerade als Prediger erheblichen Anteil an der Erneuerung des politischen und sittlichen Lebens in Preußen. Er wußte, daß das Schicksal des Protestantismus mit der Erhebung Preußens unzertrennlich verbunden war. Er glaubte an eine bessere Zukunft beider. Und das Vertrauen, daß Gott eine solche herbeiführen werde, beseelte ihn mit den Gedanken der Hoffnung und der Ergebung in Gottes Willen, die er in seinen damaligen Predigten zu begeistertem und begeisterndem Ausdruck brachte. Von der Kanzel tönten seine tröstenden und ermutigenden Worte in die allgemeine Not des Vaterlandes hinein und stärkten die Herzen zu dem Entschlusse, auszuharren im Unglück der Gegenwart und von Gottes Gnade bessere Zeiten zu erwarten.

Aber auch in der eigentlich politischen Thätigkeit war er Mitarbeiter der Helden des damaligen Preußens. Er stand dem Freiherrn vom Stein, Scharnhorst, Gneisenau u. a. persönlich nahe. Um dem Vaterlande zu nützen, unternahm er 1808 eine Reise nach Halle und nach Königsberg, wahrscheinlich in Angelegenheiten des Tugendbundes. Er machte sich aber dabei verdächtig, wurde vor den Marschall Davoust zitirt und mit andern zusammen von diesem als hitziger Kopf und Unruhestifter verwarnt. 1811 machte er noch eine ähnliche Reise nach Schlesien.

Inzwischen hatte er sich 1808 mit der Witwe seines Freundes von Willich, Henriette geb. von Mühlenfels, verheiratet und war 1810 bei der Gründung der Universität Berlin ordentlicher Professor der Theologie geworden. Zugleich war er mehrere Jahre hindurch in der Unterrichtsabteilung des Ministeriums des Innern thätig, und 1814 wurde er Mitglied und Sekretär der Akademie der Wissenschaften.

So war die letzte Zeit seines Lebens den vielseitigsten Bestrebungen auf verschiedenen Gebieten gewidmet. Die Selbständigkeit seines Urteils und die Unabhängigkeit seiner Gesinnung hatte er zur Zeit der Reaktion mehrfach Gelegenheit, auch im Gegensatz gegen die herrschende Richtung zu bewähren. Um die Union der lutherischen und der reformirten Kirche erwarb er sich hervorragende Verdienste, scheute sich jedoch nicht, in den darauf folgenden Streitigkeiten über die Einführung einer Agende für die preußische Landeskirche mannhaft seine Meinung gegen die Regierung zu vertreten, welche die kirchlichen Interessen nicht genügend zu berücksichtigen schien.

Die wissenschaftlichen Pläne, mit denen er sich die ganzen Jahre seines spätern Lebens getragen, hat er leider nicht alle zur Durchführung bringen können. Besonders ist es zu bedauern, daß er nicht die Muße dazu fand, seine philosophische und seine christliche Ethik selbst zu veröffentlichen. Diese, sowie die meisten seiner andern Vorlesungen liegen uns leider nur in Ausgaben vor, welche aus seinen Heften und gelegentlichen Aufzeichnungen nach seinem Tode von andrer Hand veranstaltet worden sind. Dagegen besitzen wir, neben zahlreichen Abhandlungen und kleineren Werken theologischen und philosophischen Inhalts, vor allem sein wichtigstes Werk, die christliche Glaubenslehre, in der Gestalt, die er ihr selbst verliehen hat. Dieselbe erschien zuerst 1821 und 1822. Sie ist ein Schatz der protestantischen Theologie, ein Werk aus einem Guß, das vollendetste Zeugnis für die Eigentümlichkeit ihres Verfassers, voll neuer Gedanken und fruchtbarer Anregungen, welches, obgleich den Bedürfnissen der Gegenwart nicht mehr entsprechend, doch noch immer von den Theologen weit mehr beachtet und studirt zu werden verdient, als es leider der Fall ist.

Das reiche Leben des großen Mannes endete am 12. Februar 1834. Er, der sich nie geschont hatte, erlag einer Lungenentzündung, die er in ihren ersten Anfängen nicht genügend beachtet hatte. Er starb bei voller Besinnung im Kreise seiner Familie, mit der er noch kurz zuvor das heilige Abendmahl genommen hatte. Das dankbare Andenken an ihn wird nicht verschwinden, so lange der deutsche Protestantismus besteht.

O R

Frederick Maurice

Uebersicht: 1. Entwicklung; 2. Lebenswerk; 3. Freundeskreis

1. Entwicklung*)

Gerade sieben Jahre sind es, seit Kingsley in seinem deutschen Gewande zu uns gekommen ist, um in Jahresfrist ein Liebling des christlichen Hauses zu werden. Ich war damals in London und fand mich eines Tages im South-Kensington-Museum unvermutet vor dem Bildnis seines Lehrers Maurice. War er nach des liebenden Anhängers Ausspruch die vollendet schönste Menschenseele, die er je gekannt, so hatte dieselbe auch eine entsprechende Hülle gefunden. Zart und geistig, Mund und Nase fein geschnitten, hoch und rein die Stirn, von silbernem Haar umrahmt, das Auge voll Ernst und Güte, vom Hauch unbeschreiblicher Milde die ganze Gestalt umflossen, ehrwürdig und anziehend zugleich. Das Leben des Meisters in deutscher Sprache neben das des Schülers zu stellen, wäre eine liebe, neue Aufgabe, dachte ich damals. Der Wunsch ist erfüllt, das Buch ist deutsches Eigentum, der Mann selbst aber noch nicht Hausfreund geworden.**) Damit er es mehr werde, schreibe ich diese Zeilen. Deutschland ehrt sich selbst, wenn es ihn zu verstehen sucht. Neben seinen Freunden, Bunsen und Kingsley, findet er die naturgemäße Stelle, abgesehen davon, daß dem Vater des Genossenschaftswesens vor Dichtern und Diplomaten eigentlich der Vortritt gebührt.

Daß er bisher in dem Maße nicht gewürdigt worden ist, hat wohl verschiedene Gründe. Einmal fordert seine Persönlichkeit, die bei aller Bedeutung überbescheiden zurücktretende, ein liebevolles Eingehen des Betrachters, um sich in ihrem Werte zu erschließen. Es ist etwas Dunkles, nach Ausdruck Ringendes in ihm, das an unsern Nitzsch gemahnt, obgleich es im Original viel schärfer hervortritt, als in der Bearbeitung. Er selbst klagt wohl zuweilen, der Philosoph Coleridge, den er viel studirt, habe es ihm mit den langen Sätzen angethan. Kindlich verspricht er den Freunden verständlicher sein zu wollen, und rühmt in späteren Jahren, daß es ihm nun besser gelinge. Der Kern seines Wesens jedoch ist hell und klar wie Krystall. Freilich aber ist es kaum möglich, daß eine Natur von so idealer Höhe, Reinheit und auch Unbeugsamkeit im eigentlichen Sinne des Wortes populär sein kann.

Eine weitere Erklärung ist, daß der den Vater schildernde Sohn, wie meist bei solchen biographischen Werken Englands, die Persönlichkeiten, welche seine besten Freunde waren, als bekannt voraussetzt, und uns Deutschen dadurch die Freude ver-

*) Frederick Denison Maurice. Autorisirte deutsche Bearbeitung von Maria Sell, Uebersetzerin von C. Kingsleys Leben und Briefen. Darmstadt, Arnold Bergsträßer, 1885. 551 S.; 8 Mk., geb. 9 Mk. — Die Kenntnis von Charles Kingsley, Briefe und Gedenkblätter, herausgegeben von seiner Gattin (Gotha, Perthes, 1888; 5. Auflage, 8 Mk., geb. 9 Mk. 20 Pf.)', ist mehrfach vorausgesetzt. Sollte es wirklich noch gebildete christliche Familien geben, in denen dieses köstliche Buch unbekannt ist? D H

**) Ich habe jeden, der das Buch gelesen, nur mit Liebe und Bewunderung von seinem Helden sprechen hören. Möchte es aber der Uebersetzerin gefallen, bei einer hoffentlich bald notwendigen zweiten Auflage kräftig zu kürzen, zusammenzuziehen und dafür einige dem deutschen Leser schwer entbehrliche Erläuterungen und Ergänzungen hinzuzufügen. D H

kümmert wird, sie vollauf in ihrer Eigenart und Zuneigung zu unserm Geistesleben zu schätzen. Es ist ein reicher Kreis merkwürdiger Menschen, der wohl einen Hinweis verdient, wenn wir bei dem Gegenstande des Buches selbst einen Augenblick verweilt haben. Der Dechant Stanley hat in seiner Gedächtnisrede von Maurice gesagt, daß jeder, der sich ihm näherte, auf ihn Einfluß gewonnen. Dieser wurde jedoch nur durch sein mildes und liebreiches Eingehen auf andre vermittelt; denn es ist offenbar ebenso wahr, daß er trotz reichster Freundesbeziehungen sich einsam und eigenartig entwickelt, wie alle, bei denen das Bewußtsein eines großen Berufes unaufhaltsam hervorbricht.

Frederick Maurice wurde 1805 geboren. Sein Vater war ein namhafter Unitariergeistlicher, welcher den Schmerz erleben mußte, daß ihn nach und nach seine gesamte zahlreiche Familie verließ, um sich andern Denominationen anzuschließen. Die ersten, welche den Schritt thaten, waren die ältern Schwestern, reichbeanlagte, wennschon zum Kampf für ihre Meinung wohlgeneigte Charaktere. Der Verfasser giebt eine kirchengeschichtliche Skizze der Entwicklung der Unitariersekte und zeichnet mit großem Verständnis die frühen Eindrücke, welche der Knabe dadurch erhalten haben muß, was für uns Deutsche besonders lehrreich ist. Die Schwestern, welche gleichsam immer die Angriffslinie wie Soldaten unter den Waffen bewachten, haben, wie es in der Natur der Sache liegt, keine religiöse Richtung unbesprochen gelassen: das mußte natürlich anregend, aber auch bedrängend auf den Bruder wirken. Die Mutter, welche sich gleichfalls vom Vater losgesagt hatte, war eine viel weichere Natur und stets bemüht, das Band des Friedens zu erhalten. Mit ihr verband den Sohn bis zuletzt ein inniges, wahrhaft seelsorgerisches Verhältnis.

Alle diese ungewöhnlichen und kampfreichen Erfahrungen wurden für Frederick zu vorsehungsvollen Fügungen, so schmerzlich er sie im Augenblick empfand. War es ihm doch zu keiner Zeit seines Lebens möglich, von den Eindrücken und Gedankengängen jener Tage klar zu berichten: wie ein dunkles Chaos, ein Gedankenlabyrinth lebte die Erinnerung daran in ihm bis zuletzt. Geboren aber wurde damals in ihm jene seltsame Milde und Weitherzigkeit, die alle Seiten einer Sache zu sehen und die Liebe zu retten vermochte, trotz aller Verschiedenheit, die eine Meile mit dem Bruder geht, um ihn gelinde zu überzeugen und sich nimmer zum Meister aufwirft.

Wenn er einmal sagt: „Was ich weiß, habe ich von Frauen gelernt" — so wirft das auf den reichen Verkehr des väterlichen Hauses ein ebenso freundliches Licht zurück, als vorwärts auf das seltene Glück seiner beiden Ehen. Die Briefe an die holde erste Braut und Gattin, wie später an deren Freundin, welche seine zweite Frau wurde, zeugen von einer idealen Gemeinsamkeit und bekunden ein Gemüt, welches mit dem Reinsten und Besten, was die Erde hat, in natürlichem Einklang steht.

Wie er sich zu dem in dreifacher Erscheinungsform dem Menschenherzen notwendigen Gott hindurchgearbeitet, durchzieht das ganze Buch von dem schönen Brief an den bekümmerten Vater (S. 57) bis zuletzt. Mit dieser Errungenschaft reifte ihm auch der Mut, in das Amt einzutreten, welches seiner Mutter Herz von Anfang an für ihn erkoren. Letzteres geschah 1833, der Uebertritt zur Staatskirche zwei Jahre vorher, während er schon 1823 seine Studien auf der Universität Cambridge begonnen hatte. Diese Daten allein bezeugen, wie ernst und gewissenhaft er jene Lebensfragen behandelte. Die in seiner Stellung liegenden Schwierigkeiten, sowie Familienverhältnisse veranlaßten ihn bald, seine Universitätsstudien zu unterbrechen, und später — was eigentlich ungebräuchlich war — in Oxford zu vollenden. Doch ist ihm Cambridge, wo seine amtliche Stellung den Abschluß finden sollte, stets teuer geblieben, und für seinen Plato-Lehrer, Julius Horn, hat er von jener Zeit an dankbare Bewunderung gehegt.

1836 wurde er Seelsorger an dem großen Krankenhause „Guys Hospital" in London, zehn Jahre später Professor an der durch eine Privatgesellschaft gegründeten Lehranstalt „Kings College," womit er die Predigerstelle an der Rechtsschule von Lincolns Inn verband. Bei aller Treue in diesen Aemtern war er schriftstellerisch sehr thätig, und entwickelte gegenüber der damals in heftiger Gährung begriffenen Kirche seine sehr selbständigen Auffassungen mit unerschrockenem Zeugenmut. Auch hat er sich nie verborgen, daß ihm mit der Märtyrerkrone gelohnt werden würde: er nennt sich wohl einen Esau, dessen Hand wider alle und aller Hand wider ihn sei, und fürwahr, wenn einer mit Melanchthon zu beten Ursache hatte, daß Gott ihn von der rabies theologorum erlöse, so war er es. Er bedurfte vollauf des unerschütterlichen Bewußtseins eines göttlichen, ja prophetischen Berufes, welches trotz tiefster Demut in ihm lebte, um dem Sturm von Haß und Verfolgung zu trotzen, der ihn eigentlich ohne Unterbrechung umtobt hat. In Betreff dieser seiner Sendung sind die Mitteilungen auf S. 88 ff. merkwürdig, gerade weil sie in verhältnismäßig frühem Mannesalter den fertigen Charakter schildern.

Schon als die Oxforder Bewegung begann, von der wir seinerzeit durch Kingsley manches gehört, nahm er Stellung. Wir können uns von der tiefgehenden Erschütterung, welche jene Bewegung in der englischen Kirche hervorrief, schwerlich einen Begriff machen. Mich will stets bedünken, als habe das eigentümliche Kompromiß zwischen Katholizismus und Protestantismus, als welches Neander die anglikanische Kirche bezeichnet, keinen stärkern Ausdruck gefunden als diesen. Es ist, als wäre eine innere Unwahrheit, deren die Königin Elisabeth sich wohl bewußt war, darin zum Ausbruch gekommen. Und noch heute hat sich die Bewegung nicht ausgewirkt. Ihre letzten Resultate würden erst nach der Entstaatlichung der Kirche gezogen werden können. Immerhin aber verstehen auch wir, daß der Kirchenbegriff in den günstigeren politischen Verhältnissen Englands unter Beibehaltung des Episkopats sich fester und segensreicher entwickeln mußte, als es bei unsrer Zerrissenheit möglich war, in welcher Luther, um der Not der Zeit willen, die individuelle Seite der Rechtfertigung auszuprägen sich begnügen, und auf eine feste Kirchenbildung nach seinem Ideal verzichten mußte. Dies ist Maurice anstößig, wie allen Fremden. Aber in seinem Kirchenbegriff, sowie durch eine weitherzige Auffassung des Christenberufes im allgemeinen, dem gegenüber die bischöfliche Succession auf ihr rechtes Maß zurücksinkt, erscheint mir Maurice als einer der erleuchtetsten englischen Theologen, welcher uns jederzeit die Hand zu bieten bereit ist, gerade weil er sich philosophisch und religiös seiner besondern nationalen Aufgabe bewußt ist und uns eine gleiche zutraut. Leider fehlt uns ja zur Würdigung seiner wissenschaftlichen Verdienste meist die genaue Sachkenntnis und das Material. Aber um den Christenmenschen, besonders auch in seiner volkswirtschaftlichen Bedeutung zu schätzen und in den Zeiten heißen Kampfes zu verstehen, giebt uns die Biographie reichliche Anhaltspunkte. M S

Zur Beurteilung der Lage unsrer evangelisch-lutherischen Glaubensgenossen in den russischen Ostseeprovinzen

Aus Livland sind der Redaktion von zwei Seiten dankenswerte Beiträge zugegangen. Leider eignen sich dieselben insofern nicht zur vollständigen Mitteilung, als sie vieles wiederholt behandeln, was in diesen Blättern bereits eingehend dargelegt worden ist. Von einzelnem, wie von der Zusammenstellung modern russischer Gewaltmaßregeln mit dem Gebaren der einstmaligen jesuitisch-polnischen Gegenreformation, ist schon in Nummer 46 Gebrauch gemacht worden; andres wird noch gelegentlich verwertet werden. Heute sei es gestattet, zur Kennzeichnung der Stimmung unsrer Glaubensgenossen jenen Aufzeichnungen zwei Stücke zu entnehmen.

Da tröstet sich der eine unsrer Freunde über das Vordringen der griechischen Kirche auf Kosten der evangelischen damit, daß er an die mannichfachen heilsamen Einwirkungen gedenkt, welche die griechische Kirche bei all ihrer grimmigen Feindschaft gegen die Lutheraner vonseiten der verfolgten Kirche doch erfahren hat und noch erfährt. Die äußerlich Triumphirende wird gleichsam innerlich, geistig von der Besiegten überwunden. Doch will solche Betrachtung nicht mit der Sicherheit einer

historisch feststehenden Thatsache angenommen sein; es ist nur ein Versuch, das Geheimnis der göttlichen Leitung, welches dort viele Gemüter beschäftigt, sich menschlich näher zu bringen. In diesem Sinne wird die Frage aufgeworfen:

Sollte es Gottes Absicht sein, die lutherische Kirche der Ostseeprovinzen dazu zu benutzen, sie als Keil in die griechische Kirche hineinzutreiben, daß sie dieselbe reformire? Denn die griechisch-orthodoxe Kirche der Ostseeprovinzen unterscheidet sich schon in vielen Dingen von der griechisch-orthodoxen Kirche Rußlands. Der Zwang der Ohrenbeichte, das Fasten, die vielen Feiertage, die Anbetung der Bilder (obras) und die ewigen Lampen in den Häusern, das viele und bloß äußerliche Sichbekreuzigen, alle diese Dinge finden sich bei den esthnischen und lettischen Griechen nicht. Dagegen sind eingeführt worden die kirchliche Predigt, und zwar in der Volkssprache, die Konfirmandenlehre mit einer nachfolgenden Konfirmation am lutherischen Konfirmationstage — nicht zu verwechseln mit der Salbung, die gleich bei der Taufe erfolgt —, obgleich nach griechischem Ritus schon die Kinder zum heiligen Abendmahl zugelassen werden, die Volksschule, ohne Schulzwang, und eine allerdings sehr laxe und nicht vollkommen durchgeführte jährliche Prüfung der griechischen Kinder im Lesen der Muttersprache und im Glauben, wobei dennoch gar manches Kind ohne jeden Unterricht wie ein Baum im Walde aufwachsen kann, wie es vor vierzig Jahren unter dem rein lutherischen Regiment nicht vorkam. Bisher haben sich die griechisch-orthodoxen Bauern noch aus der lutherischen Kirche bewahrt: die Bibel und das Gesangbuch und den Gebrauch der lutherischen Kirchenlieder bei ihren immer seltener werdenden Hausandachten und bei ihren Beerdigungen; ja Lutheraner werden noch häufig als des Gesanges und des Wortes Gottes kundige Leute erbeten, die Leichenfeier in den griechischen Häusern zu halten. Nachdem die Leichen in der griechischen Kirche eingesegnet worden sind, werden sie auf dem griechischen Begräbnisplatz fast immer unter dem Gesange lutherischer Kirchenlieder zur letzten Ruhe bestattet. Würdige Lutheraner werden gern gebeten, an Kindern von Griechen die Nottaufe zu vollziehen.

Es kommt nun auf die Rekonvertiten selbst an, ob sie beim lautern Zeugnis von Jesu Christo bleiben wollen oder nicht. In Rußland den Russen und Heiden das Evangelium zu predigen, ist streng verboten; ebensowenig können die gräcisirten Esthen und Letten es bekommen, wenn sie es nicht mit Gewalt an sich reißen (Luk. 16, 16). Sollte in den Ostseeprovinzen bald die Zeit anbrechen, daß den Christen das Evangelium genommen und rein zu den Heiden gebracht werden soll? Die Missionsgaben der Ostseeprovinzen gehen zu den Tamulen nach Indien — die griechische Kirche schickt „Missionare“ zu den lutherischen Esthen und Letten des Pleskauschen Gouvernements, bekehrt unter Versprechung von Land und andern irdischen Vorteilen und Erleichterungen leichtgläubige Lutheraner zur griechischen Kirche, und dabei giebt es unter der griechisch-orthodoxen Bevölkerung sogar Europas noch Tausende von Muhamedanern und Heiden.

Derselbe Freund giebt dann den bleibenden Trostgründen evangelischen Glaubens beredten Ausdruck, welche doch die allein ausreichenden in so schwerer Bedrängnis sein können. Dasselbe aber thut in noch reicherem Maße unser zweiter Korrespondent. Seine Herzensergießungen werden uns noch tiefer in die Stimmung der baltischen Brüder hineinführen. Er bekämpft die übertriebenen Anschauungen, die, wie er meint, wir Evangelischen im Reiche uns von der Gewissensnot der Lutheraner an der russischen Ostsee machen. Nicht als ob er erfreuliche Neuigkeiten zu berichten hätte. Vielmehr stellt er sich auf den Standpunkt von Psalm 73, 25 und von Luthers „Das Wort sie sollen lassen stahn,“ und will darum nichts wissen von einer unerträglichen Notlage, so lange das Wort Gottes noch im Lande frei gepredigt werden darf. Eine Betrachtungsweise, welche freilich allen denen fremd bleiben wird, welche mit den baltischen Deutschen nur nationalpolitische Sympathien haben, welche aber bei allen evangelischen Christen auf herzliches Verständnis rechnen darf. Hören wir ihn selber.

... Vor allen Dingen ist hier ein Umstand von entscheidendem Gewicht: Sowohl zur Zeit der polnisch-jesuitischen Gegenreformation (1582 ff.) als auch zu gegenwärtiger Zeit ist trotz Vertragsbruch und Aufbietung von Verführungskünsten und staatlichen Gewaltmaßregeln *die Predigt des Evangeliums noch unverboten geblieben.* Ja, bei allen direkt auf Russifizirung abzielenden Maßnahmen des Chefs der baltischen Schulverwaltung ist von demselben doch auch wieder ausdrücklich angeordnet worden, daß der gesamte Religionsunterricht in der Muttersprache der Lernenden zu erteilen sei. Das Evangelium kann also noch in Kirche, Schule und Haus in der Muttersprache gepredigt, gelehrt und gelernt werden. Ich betone, wir dürfen diesen Umstand nicht außer Acht lassen.

Es ist ja wahr, wir Lutheraner in den Ostseeprovinzen befinden uns der propagandistisch eingedrungenen und immerzu eindringenden russischen Staatskirche gegenüber in statu confessionis und in einer äußerlichen Rechtsschutzes immer mehr entblößten Verteidigungsstellung. Es muß unumwunden konstatirt werden, daß unsre evangelisch-lutherische Kirche ihres landeskirchlichen Charakters de facto bereits entkleidet ist, sofern ihre ökonomischen Existenzmittel, welche unter dem Namen der kirchlichen »Reallasten« durch die Agrargesetzgebung zu einem beträchtlichen Teile als von dem überhaupt besiedelten und katastrirten Grund und Boden zu tragende Jahresrente gesichert waren, durch die administrative Verfügung nicht unwesentlich geschmälert worden sind, daß Landinhaber, welche zur orthodox-griechischen Kirche gehören oder von ihr als zu ihr gehörig reklamirt werden, unter keiner Bedingung diesen Leistungen unterzogen werden dürfen. Ebenso muß ja zugegeben werden, daß die völkerrechtlich stipulirte und den Ostseeprovinzen zugesicherte Gewissensfreiheit durch den Religionszwang, welcher über die zur Staatskirche gezählte Bevölkerung sich erstreckt, thatsächlich für unser Heimatland keine Geltung mehr hat. Es sind demnach die rechtlichen Grundlagen unsers landesstaatlich verfaßten Kirchentums und seine rechtlichen Existenzbedingungen zum Teil bereits zerstört, zum Teil derartig in Frage gestellt, daß unsre kirchlichen Feinde vielleicht schon den Zusammensturz unsers Kirchenwesens voraus berechnen mögen. Wir sind mit unsrer evangelisch-lutherischen Kirche je mehr und mehr in die Stellung einer Bekenntniskirche gedrängt worden, und sollen wohl zu derjenigen einer bloß noch geduldeten Sekte hinabgedrückt werden. Wir sind eben eine ecclesia pressa. Das ist ja unleugbare Thatsache.

Bei alledem ist es aber doch nicht statthaft, diese rechtliche Vergewaltigung nun schon auch als »Christenverfolgung« zu bezeichnen. Dazu hätte man erst ein Recht, wenn die Predigt des Evangeliums nach Augsburgischem Bekenntnis überhaupt nicht mehr erlaubt sein sollte und wenn die solchem Verbot Zuwiderhandelnden dann auch als Ungehorsame in Strafe genommen würden. Nicht weit davon war man ja schon allerdings einmal in Livland seit jenem Befehl des Königs Sigismund III. vom 1. Dezember 1612; doch jetzt sind wir in Wirklichkeit eben noch nicht so weit, und das dürfen wir bei Beurteilung unsrer Lage nicht außer Acht lassen.*)

Die polnisch-jesuitische Gegenreformation hat in Livland nicht bleibend Wurzel fassen können; durch staatliche Machtmittel aufrecht erhalten, mußte sie, als diese nicht mehr zur Verfügung standen, das Feld räumen, weil eben die Predigt des Evangeliums nebenher immer noch Raum gehabt hatte, wenn auch zuletzt nur in den Städten des Landes. Die ganze lange Zeit von 1582 bis 1625 war für die damals noch junge evangelisch-lutherische Kirche Livlands eine Läuterungs- und Sichtungszeit, für die Kraft des ob auch in menschlicher Schwachheit gepredigten Evangeliums aber zugleich eine Zeit der siegreichen Bewährung. Die Not war wahrlich nicht gering; sie wurde aber doch nicht allsogleich gehoben, als die lutherischen Livländer merkten, daß ihnen das Feuer schon auf den Nägeln brannte. Denn als der Adel der ehemaligen Stifter Riga und Dorpat durch den schwedischen Rittmeister Fromhold Patkul am 18. April 1614 dem lutherischen Schwedenkönige Gustav Adolf in Abo den Wunsch mitteilen ließ, die polnische Herrschaft mit der schwedischen zu vertauschen, da erklärte der König, er sei zwar bereit, die Hand dazu zu bieten, könnte aber das Gelingen nicht verbürgen; er beschränkte sich auf das Versprechen, daß er versuchen wolle, in dem mit Polen zu verhandelnden Friedensabschlusse für den livländischen Adel die Rückgabe der eingezogenen Güter, die Aufhebung der gegen diesen Adel ergangenen Befehle und die Verzeihung aller wider die Krone Polen etwa geschehenen Handlungen zu erwirken. Auf ein Mehreres ließ er sich nicht ein: die kirchliche Not blieb unberücksichtigt. Die lutherische Kirche Livlands hatte seit jener Antwort Gustav Adolfs noch elf lange, schwere Leidensjahre zu bestehen, bis endlich das Ende der Prüfungszeit eintrat.

Aus diesem Verlauf haben wir zu lernen, und zwar zunächst, daß wir eben jetzt auch wieder in einer Zeit der Sichtung und Läuterung stehen. Damals galt es den Kampf gegen Rom, jetzt gilt es den Kampf gegen die orientalische Kirche. Nach längerer Zeit ungestörten äußeren Friedens hat die evangelisch-lutherische Kirche der Ostseeprovinzen die Probe zu bestehen, inwieweit sie die im reinen Wort und Sakrament des Herrn dargebotene Gnade Gottes sich angeeignet hat und derselbigen lebt.

Zum andern haben wir aus jener Zeit der jesuitischen Bedrängung zu lernen, daß wir, da nun das Kreuztragen im Ernst von uns gefordert wird, dem Herrn nicht sollen aus der Schule laufen wollen; d. h. wir sollen nicht, wie Anno 1614 geschehen, nach auswärtigen Helfern uns umsehen, noch weniger durch indirekte Mittel oder gar direkten Appell ihre Intervention oder Hilfeleistung zu erlangen versuchen. Das hieße auf Menschenhilfe bauen, die doch keine Stütze wäre, wohl aber die Frucht des uns verordneten geistlichen Ringkampfes an innerlichem Ausreifen hindern würde; das hieße fremdes Feuer auf des Herrn Altar bringen. Auch schon den Gedanken an solches Abkürzen der Krisis müssen wir als eine Versuchung von uns weisen. Wir müssen uns vor Gott und Menschen ein reines und gutes Gewissen bewahren. Solches Spekuliren auf Menschenhilfe kommt nicht aus dem Glauben, erinnert vielmehr an das von den Propheten so streng gerügte »Sich-

---

*) Freilich kein geringerer als der russische Reichskanzler Fürst Gortschakoff fand sich veranlaßt, 1865 an den russischen Botschafter in Berlin, Herrn von Oubril, offen zu schreiben: „Unsre Regierung, gestützt auf Gesetze, die mit dem Zeitgeiste unvereinbar sind, hat sich gegen die protestantische Bewegung erklärt und hat versucht, zum Schlechten beeinflußt durch die russische Geistlichkeit, mit *Gewalt* den Vorrang der orthodoxen Kirche aufrecht zu erhalten.... Dies war in der That der Anfang einer *religiösen Verfolgung.*“ — Was 1865 so genannt werden konnte, dürfte doch 1887 leider noch viel mehr diese Bezeichnung verdienen, seitdem in den lutherischen Kirchen der baltischen Länder die Predigten vielfach durch Gensdarmen und Spione überwacht werden.

N—t

stützen auf den Rohrstab Aegypten,« der dem durch die Hand fährt, der sich darauf stützen will. »Was nicht aus dem Glauben kommt, das ist Sünde,« lehrt uns der Apostel Paulus. Wir haben vielmehr an den durch Jesuiteninvasion und polnische Mißwirtschaft hart genug drangsalirten Städten Riga und Dorpat ein Vorbild, dem wir nacheifern sollen, um nicht aus der Art zu schlagen. Diese haben ihren Huldigungseid im Widerstande gegen die Kriegsmacht des doch glaubensverwandten Schwedenkönigs mit ihrem Blute besiegelt. Es wird uns ja das freudige Halten unsers Unterthaneneides auch gerade nicht leicht gemacht durch die aus Nationalitätsfanatismus fließenden Bedrückungen, allein um Gottes und des Gewissens willen müssen wir doch ohne Hintergedanken mit Ernst und in lebendiger Gottesfurcht unsern Eid heilig halten, indem wir dem allmächtigen Gott es anheimstellen und auch zutrauen, daß er uns wird nicht versuchen lassen über unser Vermögen, sondern zu seiner Zeit solch ein Ende machen, daß wir es mögen ertragen.

Unterdessen haben wir, ob auch mit Herzbrechen und Thränen, zweierlei zu verlernen: das Gefallenhaben an uns selber und das Bemitleiden unser selbst. Es darf uns doch nicht befremden, als widerführe uns etwas Seltsames, daß durch die gegen unsre Heimatsprovinzen und insonderheit gegen unsre evangelisch-lutherische Landeskirche heraufbeschworenen Stürme viele Blätter und Zweige vom Baume dieser Kirche abgerissen werden. Das Trübsalsfeuer soll ja offenbar machen, obs Gold, Silber und Edelgestein gewesen, was ein jeglicher von uns in Haus und Schule und Kirche und Gemeinwesen des Landes auf den auch in den baltischen Landen gelegten einigen Grund gebaut habe, oder obs nur Holz, Heu und Stoppeln gewesen. Ueber den von Ungerechtigkeit und Lüge in feindseligem Haß uns zugefügten Kränkungen und Verletzungen dürfen wir nicht vergessen, daß solches alles uns widerfährt unter Zulassung Gottes, dessen Gerichtsernst uns vom Propheten Jesaia im achten Kapitel so drastisch vor Augen gestellt wird, daß michs heute beim Lesen im Hausgottesdienste mit Schrecken erfüllt hat. »Ja, zum Gesetz und Zeugnis! Werden sie das nicht sagen, so werden sie die Morgenröte nicht haben.« Doch Gott sei Dank, noch wird uns das Evangelium gepredigt als die Kraft Gottes, welche selig macht alle, die daran glauben. Und darin haben wir mitten in der ausdörrenden und von langer Hand her bereiteten Hitze doch noch den Quell, aus dem wir Gnade und Friede und Vergebung der Sünden schöpfen können und sollen, daß wir nicht verschmachten müssen. Wenn der Pastor mit dem Friedenswunsch aus Philipper 4, 7 von der Kanzel geht, so solls doch nicht Kanzelphrase sein, das Wort von dem Frieden, der höher ist als alle Menschenvernunft; und daß wir zu diesem Frieden immer noch eingeladen werden und ihn überkommen können, das ist doch die helle Güte Gottes.

Aber freilich, si vis pacem, para bellum. D. h. in geistlicher Deutung: Wollen wir ein befriedetes Gewissen haben, so sollen wir vor allem den Kampf gegen das eigne Fleisch nicht scheuen, sondern beherzt das scharfe Schwert des Wortes Gottes gegen das eigne trotzige und verzagte Herz gebrauchen. Wer von uns wollte es wagen, sich von Pflichtversäumnis und Pflichtverletzung in Amt und Beruf, im privaten und öffentlichen Leben frei zu sprechen? Nur ein befreites Gewissen macht getrosten, tapferen Mut, und der wahre, mutige, bis ans Ende ausharrende, am endlichen Siege nicht zweifelnde Glaube wird nur in der Tiefe rückhaltloser Buße geboren. Dieser Glaube aber ist kein »Maulglaube«, sondern »ein lebendig, geschäftig Ding«, wie Luther ihn bezeichnet, der uns fleißig macht und geschickt zur That, daß wir nicht in feiger Schlaffheit die Hände matt und mutlos sinken lassen, sondern sie rühren in Arbeit, in Gebet und in mutigem Kampf, daß unser Salz nicht dumm werde.

Wir müssen ernstlich und anhaltend Gott, der auch der Fürsten und Gewaltigen Herz lenket wie Wasserbäche, darum bitten, daß er unserm Herrscher das Herz zu landesväterlicher Milde und wohlwollender Billigkeit gegen uns bewege und ihm verständige und getreue Räte zuführe, welche ihm die Wahrheit nicht vorenthalten und sein Gemüt nicht gegen uns einnehmen. Wir müssen aber auch den ausführenden Organen und Beamten gegenüber, wo diese wie Zornesdiener mit uns verfahren, nicht eine Faust in der Tasche machen, sondern fest und mutig jedes Recht vertreten und mit allen loyalen Mitteln verfechten bis an die Stufen des Thrones. Wir müssen endlich wachsamen und besonnenen Geistes ein jeder in seinem Stand und Beruf voll und ganz in Geduld und Treue unsre Pflicht und Schuldigkeit thun, still und unverdrossen die uns befohlene Arbeit treiben und fördern als eine Saat auf Hoffnung; denn wir sollen wissen, wie Paulus uns und alle Christen mahnt, daß unsre Arbeit nicht vergeblich ist in dem Herrn.

Das seit 1533 als Grundgesetz der jetzt russischen Ostseeprovinzen sich geltend machende Zugeständnis der Verkündigung des göttlichen Wortes nach der heiligen Schrift ist im Grunde nicht mehr und nicht weniger, als was Paulus während der ersten zwei Jahre seiner Gefangenschaft in Rom gehabt hat, da er das Reich Gottes predigte und von dem Herrn Jesu lehrete »unverboten.« Ein größeres Maß von Duldung und Entgegenkommen seitens der Welt und ihrer Mächte ist für Wachstum und Gedeihen des Reiches Gottes nicht erforderlich, auch nicht zu erwarten. Verbum Domini manet in aeternum — war die Losung der Evangelischen in der Reformationszeit, und »das Wort muß es gar ausrichten,« war Luthers ultima ratio. Wir sollens zu dieser unsrer Zeit auch nicht anders haben wollen und uns darein schicken, es falle sonst dahin, was nicht bleiben mag.

„Die christliche Welt"

Weihnachten, die Zeit der Ueberraschungen, rückt heran. Ich habe heute auch eine Ueberraschung für unsre Leser; hoffentlich finde ich damit eine gute Aufnahme.

Vom 1. Januar 1888 an wird im Titel unsers Blattes eine Aenderung eintreten. Es liegen mancherlei Gründe dafür vor; aber ich erkläre ausdrücklich, daß kein innerer Grund darunter ist, keiner, der etwa eine Aenderung unsers Programms bedeutete. Ton und Haltung unsers Blattes bleiben nach wie vor dieselben, nur daß wir auf Verbesserungen unsrer Leistungen selbstverständlich unablässig bedacht sein werden.

Hauptursache unsers keineswegs mit leichtem Herzen, sondern nach vielfachen ernsten Ueberlegungen gefaßten Entschlusses ist der Umstand, daß unser jetziger Titel zu unaufhörlichen Verwechslungen und Unordnungen geführt hat. Es giebt noch zwei Zeitungen des gleichen Namens „Evangelisch-Lutherisches Gemeindeblatt," ganz zu schweigen von andern ähnlich betitelten. Nicht einmal die Blätter, mit denen wir im Austausch stehen, haben uns immer beim rechten Namen zitirt: „Evangelisches Gemeindeblatt," „Evangelisch-Lutherisches Kirchenblatt," „Evangelisch-Lutherischer Gemeindebote" — keine Variation, der man uns nicht unterworfen hätte. So ist der Mangel eines eigentümlichen, handlichen, schnell faßbaren und nicht leicht zu vergessenden Titels uns vielfach ein Hindernis des Fortkommens gewesen.

Gleichwohl konnten wir uns von dem alten Namen nicht trennen. Er entsprach zu sehr Wort für Wort dem, was wir wollten. Und so werden wir ihn auch im Wesentlichen beibehalten. Aber wir wollen noch ein kurzes, gutes Wort darübersetzen. Und so soll unser Blatt vom neuen Jahre ab den Titel führen:

Die christliche Welt

Evangelisch-Lutherisches Gemeindeblatt für die Gebildeten

„Die christliche Welt." Denn alles, was christlich ist und christlich heißt, in seinem ganzen Umfange, geographisch und geschichtlich genommen, mit seinen Grenzgebieten, mithin die ganze christliche Welt bildet den Bereich unsers Interesses.

„Die christliche Welt." Auch das Gemüt des Christen ist eine Welt. Diesen Mikrokosmos zu ergründen, für sein Zweifeln und Fragen, für sein Sehnen und Bekennen, für seine Traurigkeit und seine Freude Verständnis zu beweisen und Verständnis zu wecken — das ist unsre zweite ernste und hohe Aufgabe.

„Die christliche Welt." Eine Welt umfaßt auch das christliche Evangelium, eine Welt von Gottesgedanken und Gottesthaten, von Erkenntnissen, Verheißungen und Aufgaben. In diese Welt gilt es das noch fremde Gemüt einzuführen, das schon heimische aber noch heimischer darin zu machen. Hier sind Tiefen, die wir nicht ausschöpfen können, und wie viele sind so träge, zu schöpfen, ahnen nicht den Reichtum, der hier für sie ausgebreitet liegt!

„Die christliche Welt." Ja, den Anspruch erheben wir und wollen ihn vertreten gegen jedermann, daß diese von Gott geschaffene Welt, diese Menschenwelt im Großen und Kleinen eine christliche sein und werden muß. Wie die Christenheit das in der zweiten Bitte des h. Vaterunsers täglich erbittet, so ist es für jeden Christen seine eigentliche Lebensaufgabe, mit daran zu arbeiten. Unsre Wochenschrift möchte auf ihre Weise dazu helfen.

Diesen Dienst wird sie aber auch künftig thun als ein evangelisches Blatt, welches das Christentum — bei aller Anerkennung des doch auch in ihr noch vorhandenen Christlichen — nicht nach dem Sinne der römischen Kirche verstehen kann, sondern nur im Sinne Christi, der da gesagt hat: „Mein Reich ist nicht von dieser Welt." Es kann also die Herrschaft, welche das Christentum über die Welt ausüben will und soll, nur als eine geistige, innerliche, immer von innen nach außen wirkende verstanden werden.

Aber auch evangelisch-Lutherisch wollen wir bleiben und damit bekennen, daß wir das christliche Evangelium meinen und

liebhaben in dem Sinn und Geist, wie es Luther seinen Deutschen verkündigt hat und wie es, wenn man's nur erst recht kennen gelernt hat, immer noch den lebendigsten Wiederhall in den Herzen unsers Volkes finden wird. Bei aller Treue gegen Luthersche Art und Luthersches Bekenntnis werden wir jedoch uns konfessionalistischer Engherzigkeit niemals schuldig machen.

Endlich bleibt unser Blatt ein Gemeindeblatt, für die nicht theologisch gebildeten und nicht im geistlichen Amte befindlichen Glieder der evangelischen Kirchen vornehmlich bestimmt und auf ihre Bedürfnisse grundsätzlich berechnet. Allerdings mit der Beschränkung, daß wir gebildete Leser voraussetzen, denen besonders die Fragen zu schaffen machen, welche sich aus der Begegnung unsers christlichen Glaubens mit der modernen Bildung ergeben, welche einen weiteren Gesichtskreis überschauen und auch die Zumutung tieferen Nachdenkens ertragen. Dabei wissen wir wohl, daß manches minder geschulte und unterrichtete Gemeindeglied gerade für religiöse Fragen ein so herzliches Interesse und tiefes Verständnis besitzt, wie es gerade denen nicht selten abgeht, welche auf der Höhe weltlicher Bildung stehen. Hier muß das Publikum selbst die Grenzen ziehen: genug, wir vertrauen, daß wir wie bisher neben den mancherlei christlichen Volksblättern unsern besondern Leserkreis finden werden.

Und so bitten wir unsre alten Freunde herzlich, uns fernerhin treu zu bleiben und auch, wenn der Wechsel im Namen den und jenen befremden sollte, an dieser Aeußerlichkeit sich nicht zu stoßen. Wir bitten uns zumal durch die Uebergangszeit mit doppelter Aufmerksamkeit und Teilnahme hindurchzuhelfen. Diejenigen Zeitungen, welche mit uns in Austausch stehen, wollen von der Veränderung Kenntnis nehmen und auch ihren Lesern davon Mitteilung machen. Unsre neue Postnummer ist Nr. 1265. Die Buchhandlungen werden durch die Verlagshandlung verständigt werden; von etwaigen Unregelmäßigkeiten bitten wir dieselbe sofort zu benachrichtigen.

Sobald die Flut der Weihnachtsanzeigen und -Kataloge sich verlaufen hat, wird ein Prospekt von unserm Blatte den gelesensten Zeitschriften beigegeben werden. Derselbe wird auch unserm Blatte selber beiliegen, und bitten wir, ihn zur Propaganda zu verwerten. Insbesondre bitten wir, auch Probenummern in beliebig hoher Anzahl bei der Verlagshandlung zu verlangen. Es ist das bisher nur in verhältnismäßig sehr bescheidenem Maße geschehen. Von jeder Nummer des ersten Jahrganges können auf bestimmten Wunsch Exemplare als Probenummern geliefert werden. Auch der ganze Jahrgang steht, soweit der Vorrat reicht, zur Verfügung (Preis 6 Mark). Wer bei der Verlagshandlung, direkt oder durch seine Buchhandlung, rechtzeitig die Bestellung macht, wird den ganzen Jahresband (geheftet) noch vor dem Weihnachtsabend zugeschickt erhalten, und kann derselbe mithin so zu Geschenken verwendet werden.

Es ist uns mit Gottes Hilfe gelungen, in diesem ersten Jahre einen Freundeskreis von 1300 Abonnenten um uns zu sammeln. Das ermutigt uns, fröhlich weiter zu arbeiten. Aber um bequem zu existiren, unsre Leistungen auf die wünschenswerte Höhe zu bringen und unsern Zweck an den gebildeten Kreisen unsers evangelischen Volkes einigermaßen zu erreichen, brauchen wir mindestens noch 1000 Abonnements. Wir rechnen auf die Treue und verständnisvolle Unterstützung unsrer bisherigen Freunde. D H

Bücher und Schriften

(Die christliche Religion und die Naturwissenschaft) Unter diesem Titel ist von unserm Mitarbeiter, Pastor Lic. Steude, ein Vortrag erschienen, den derselbe in dem böhmischen Städtchen Grottau gehalten und auf besondern Wunsch zum Besten des Baus einer evangelischen Kirche in Grottau dem Druck übergeben hat. Wir empfehlen das Büchlein unsern Lesern ebenso um seines Inhalts wie um seines Zwecks willen. (Am besten zu beziehen durch Pfarrer Ergenzinger in Reichenberg (Böhmen) oder durch den Verfasser Pfarrer Steude in Reichenau (Sachsen); Preis 20 Kr. = 35 Pf.) R

(Das christliche Haus) Unter diesem Titel hat Joh. Meili, Pfarrer in St. Gallen, einen Vortrag gehalten und herausgegeben (Basel, Schneider, 1887; 25 Pf.). Die Bedeutung des christlichen Hauses für die menschliche Gesellschaft ist von niemandem deutlicher dargelegt worden als von Luther, da er an seinen Katechismus die „Haustafel" anschloß, um dadurch „allerlei heilige Orden und Stände" ihres Amtes und Dienstes zu ermahnen. Viele haben es dem Reformator nachgethan. Auch der Verfasser des genannten Vortrages läßt es sich angelegen sein, das Haus im Lichte des Evangeliums nach seinen verschiednen Gliedern und Verhältnissen zu zeichnen. Möge das, was der Verfasser über die Ehe, den Mann, die Frau, das Familienleben, die Erziehung, die Kinder, die Geschwister, die Dienstboten, die erweiterte Familie und das Familienleid spricht, in dem weitesten Kreise beherzigt werden. P B

(Predigten von Karl Immanuel Nitzsch) Unsre Erneuerung des Gedächtnisses Karl Immanuel Nitzschs ist nicht ohne erfreulichen Wiederhall geblieben. Da sprach sich auch der Wunsch aus, aus Nitzschs Gute noch ungehobene Schätze geöffnet zu sehen. In der That nun hat es daran bei seinem hundertjährigen Geburtstage nicht völlig gefehlt. Der Sohn des verewigten Jubilars, Coelestin Nitzsch, hat im Verlage von Friedr. Andr. Perthes, Gotha, „Neue Predigten von Karl Immanuel Nitzsch aus seinem Nachlaß gesammelt und zur Feier des hundertjährigen Gedenktages seiner Geburt herausgegeben" (VII und 114 S.). Es sind insgesamt neun Predigten, vier der Wittenberger, fünf der Berliner Zeit angehörig, dem Inhalte nach eine Beichtrede bei militärischer Abendmahlsfeier, eine Predigt über das auffällige Thema: „Die Freuden des irdischen Lebens Jesu," je eine Advents-, Weihnachts-, Neujahrs-, Passions-, Karfreitagspredigt und zwei Osterpredigten; alle getragen von dem hohen Ernste, der milden Wärme, Innig- und Sinnigkeit, die wir an Nitzschs Predigten gewöhnt sind, und geschöpft aus der Tiefe. Der Herausgeber glaubt mehr in Aussicht stellen zu können, wenn die Aufnahme den Maßstab dafür werde an die Hand gegeben haben. Von andrer Seite ist die Frage wach geworden nach neuer Zugänglichmachung einer Nitzschschen Predigt über das Leid der langen Nächte. Dem Herausgeber jener Sammlung aber, mit dem wir uns in treuem Andenken an seinen unvergeßlichen Vater begegnen, sei für seine Mühewaltung herzlichst Dank gesagt: möge ihr die Verbreitung und der neue Segen der veröffentlichten Predigten entsprechen.

Die bei Hugo Klein in Barmen wieder aufgelegten, in Nr. 39 erwähnten Predigten führen den Titel: „Zwei versprengte Predigten von D. Karl Imm. Nitzsch." H

(Ein Wunderkind) Karl Ludwig August Stählin, Lebens- und Sterbensgeschichte eines früh vollendeten Kindes Gottes. Mit einem Vorworte von D. A. v. Harleß. Dritte Auflage. Herausgegeben von Ad. von Stählin. (Leipzig, Hinrichs, 1887; 1 Mk., geb. 1,50 Mk.) Ein Wunderkind in doppeltem Sinne ist der früh vollendete Ludwig Stählin, welchem in diesem Büchlein die Brüder ein entsprechendes Denkmal setzten. Ein Wunderkind in geistiger Beziehung: denn Ludwig hat bis zu seinem frühen Ende — er starb fünfzehn Jahre alt — den ganzen Homer, den ganzen Herodot, den ganzen Livius gelesen; die übrigen griechischen und lateinischen Klassiker waren ihm nicht fremd, ebensowenig die deutsche Literatur. Altes und Neues Testament liest er im Grundtexte. Aber er ist auch ein Wunderkind im geistlichen Sinne: das Wort von Sünde und Gnade, von Buße und Glauben, von Rechtfertigung und Heiligung erschließt sich ihm frühzeitig zu klarer Erkenntnis und selbstgewisser Erfahrung. Selten wird ein Menschenkind in jungen Jahren reicher an innerer christlicher Erfahrung sein. Und doch trägt das Lebensbild lauter gesunde Züge. Der jugendliche Jünger Christi bleibt ein fröhliches Kind; es mangelt ihm nicht an Jugendlust und Jugendfreude. Lehrer wie Schüler werden an dieser Lebensgeschichte ihr Wohlgefallen finden. P B

(Erzählungen) „Gute Nachbarn" von T. Combe. Autorisirte Uebersetzung von E. Bagge. Hamburg, Agentur des Rauhen Hauses; eleg. geb. 1,80 Mk. Zwei schlichte Geschichten, die wie zwei gute Nachbarn sich sehr wohl miteinander vertragen. Was sie verbindet, ist nicht nur der gemeinsame äußere Rahmen, die gleichen Personen und Oertlichkeiten, sondern die fein durchgeführte gemeinsame Idee, zu zeigen, wie es einem edeln Herzen Bedürfnis und Wohlthat wird, in Eigensinn oder Verblendung verweigerte Liebe endlich noch gewähren zu dürfen und wie treu ausharrende Geduld endlich den Sieg erringt. In der ersten Geschichte sehen wir einen Tiefreumütigen, der als schwere Schuld Treulosigkeit gegen sein Weib und so dessen frühen Tod auf dem Gewissen trägt, um Vergebung ringen und werben von des Schwiegervaters Seite, des biederen, menschenfreundlichen alten Felix Vadien, der bei aller seiner Menschenliebe doch unversöhnlichen Groll gegen den Schwiegersohn hegt, bis endlich in einer bangen Stunde der harte Alte nichts sehnlicher von Gott erfleht, als seinem Feinde ein Wort der Vergebung sagen zu dürfen. Das Ganze ein ergreifend ernstes Bild. Ueber der zweiten Geschichte liegt dagegen ein freundliches Licht: Die Werbung des treuen Etienne um Cecile, die Enkelin des alten Vadien. Liebe zu einem andern, Eifersucht und Ceciles mädchenhafte Befangenheit stellen seine Geduld auf eine harte Probe, bis auch für Cecile die Stunde schlägt, wo ihr das bedeutungsvolle Ja zu einer Erlösung wird. Frisch und fein sind die Charaktere gezeichnet; doch fehlt es nicht an störenden Breiten.

Fesselnd und lebendig weiß auch Ernst Evers zu erzählen, der uns unter dem Titel „Heimwärts" fünf Erzählungen bietet (Leipzig, Buchhandlung des Vereinshauses; 1,20 Mk., geb. 2 Mk.; einzeln je 25 Pf.). Die Geschichten führen uns in des Lebens schwerste Stunden, an Kranken- und Sterbebetten, zeigen uns vereinsamte, schuldbeladene Seelen und lassen uns an dem Glücke eines Vaters oder einer Mutter teilnehmen, die das längst verschollene Kind in ihre Arme schließen. So wird das alte Thema variirt, wie unter des Lebens Not oder unter

wehmütiger Freude ein verirrtes Herz sich und seinen Gott findet. In Volksbibliotheken werden Evers' Geschichten gern willkommen sein.
P D

(Nordische Dichtungen) Wer einmal in das stille Land Norwegen seinen Fuß setzen und die schweigende Majestät seiner Felsen und Fjorde, seiner Gletscher und Hochebenen hat bewundern dürfen, den ziehts mit magnetischer Gewalt immer wieder dahin zurück, und jeder Gruß aus der nordischen Welt greift ihm ans Herz. Solcher Grüße bringt der deutsche Büchermarkt immer mehr. Björnson und Ibsen, der Stolz ihrer Heimat, gehören längst auch der deutschen Lesewelt an, und Ibsen beginnt selbst auf unsern Bühnen Aufsehen zu erregen. Aber auch immer neue Namen norwegischer Dichter werden bei uns heimisch; der verwandte germanische Geist mutet uns herzgewinnend an und wirbt oder mehrt die Liebe zum geheimnisvollen Nordland. Es sind schöne, ernste Gestalten, von denen man in Norwegen umgeben wird; zähe Ausdauer, sinnendes Nachdenken, ein ins Innere gewandter Blick, ein im Kampfe mit Fels und Meer stahlhart gewordener Wille schaut uns aus diesen bleichen Gesichtern an und erzählt seltsam ergreifende Geschichten. Solche Gestalten malt uns auch die nordische Poesie der Gegenwart. Weniger die bunte Außenwelt mit ihrem unruhigen Treiben ists, was die Dichter Norwegens zur künstlerischen Nachgestaltung auffordert, als das Innenleben der Seele, die Geheimnisse des Geistes und Herzens, die stille Entfaltung des Gemütes. Es sind zwei überaus anziehende Bilder aus diesem norwegischen Stillleben, auf welche wir durch diese Zeilen unsre Leser aufmerksam machen wollen. Der in seinem Vaterlande wohlbekannte ehemalige Theologe Kristofer Janson hat seit 1865 eine ganze Reihe von norwegischen Erzählungen erscheinen lassen, welche fast ausnahmslos in dem Bauernstande seines Vaterlandes spielen. Die zwei schönsten sind jetzt von Willatzen ins Deutsche übersetzt (Bremen, Heinsius) und werden dem Dichter gewiß auch bei uns viele warme Freunde erwerben. Die Titel der Erzählungen lauten: „Er und Sie“ und „Marit Skjölte.“ Im ersteren ringt sich ein groß und edel angelegtes, aber von der Welt umworbenes Frauenherz, durch einen ernsten und zugleich weitblickenden Mann geleitet, zum christlichen Glauben und zur hingebenden Liebe gegen den erst gemiedenen und dann immer sehnsüchtiger gesuchten Führer hindurch — eine aus tiefer Kenntnis des Herzens und mit überaus zartem Griffel durchgeführte Kleinmalerei. Die andre Erzählung führt uns in die ganze Starrheit und unbeugsame Härte eines nordischen Charakters ein; bis zum Erschrecken wild und trotzig wehrt sich die aus der Dienstmagd zur reichen Bäuerin erhobene Marit Skjölte gegen die Schläge der züchtigenden und gegen die Lockungen der freundlichen Hand Gottes, bis endlich auch dieses vereiste und vereinsamte Herz zusammenbricht und dem gewaltigen Herrn im Himmel die Ehre giebt. Wir wissen nicht, welcher von diesen ergreifenden Dichtungen wir die Palme reichen sollen; jede verdient hohes Lob, und das schöne Buch sollte zur Hausbibliothek so mancher Frau und Jungfrau gehören.

Von derselben Uebersetzerhand stammt auch ein historisches Drama Henrik Scharlings, des dänischen Professors der Theologie, der durch sein „Pastorat in Nöddebo“ und „Meine Frau und ich“ in weiten Kreisen Deutschlands bekannt ist. Das Drama betitelt sich „Johannes Hus.“ Es giebt wohl ein korrektes Bild des böhmischen Reformators und der religiös bewegten Zeit seines Wirkens; doch fehlt die dramatische Spannung und das Pathos, das den Leser mit hinreißen müßte. Vielleicht daß eine Bühnenaufführung einen andern Eindruck machen würde; beim Lesen wird man die Empfindung nicht los, als ob man es hier mehr mit einem Erzeugnisse der theologischen Reflexion wie der dichterischen Begeisterung zu thun hätte. Die Uebersetzung in beiden Werken ist vortrefflich.*)
L W

(Gevatter Tod) In vornehm-moderner, dem Inhalt wohl angemessener Ausstattung liegt vor mir ein Buch, das ich recht vielen unsrer Leser und noch mehr unsern Leserinnen auf den Weihnachtstisch wünsche: Gevatter Tod. Eine Weihnachtsgeschichte von L. Budde (Leipzig, Grunow; 112 S.; 2,40 Mk.). Eine ernste, ergreifende Geschichte; handelt von einem Totengräber, einem Schulmeister und — — aber nein, ich verrate nichts weiter.
R

(Ein vorzügliches Weihnachtsgeschenk) Eben zur rechten Zeit ist erschienen: Fr. W. Robertson. Sein Lebensbild in Briefen. Nach Stopford A. Brooke und F. Arnold, nebst einem Anhang religiöser Reden. Mit einem Vorwort von Dr. Emil Frommel (Gotha, Perthes; 6 Mk.). Bereits hatte ein Kreis solcher, die selbst das Beste in den schwersten innern Kämpfen den Predigten und nicht weniger den Briefen Robertsons verdankten, nach einer geeigneten Kraft ausgeschaut, um diesen Schatz, diese Rüstkammer für die Kämpfe zwischen Wissen und Glauben, Humanität und Christentum, Wahrheit und Liebe den gebildeten Deutschen zugänglich zu machen. Der Wunsch ist uns erfüllt als schönste Weihnachtsfreude. Der Lebensgang ist mit tiefdringendem Verständnis dargestellt, wie er uns vorbildlich und ermutigend die Probleme zeitgenössischer Frömmigkeit darstellt und löst; die Fremdheit der englischen Verhältnisse ist durch sachkundige Orientirung aufgehoben; die sozialen, ästhetischen, philosophischen Interessen, die sich für Robertson aufs innigste mit den religiösen verbanden, sind mit den besten Auszügen berücksichtigt; besser als die englische Quelle verbindet die Uebersetzerin die herrlichen Briefauszüge durch einordnenden Text; überraschend gelungen ist die Uebersetzung, auch wo die feine Psychologie Robertsons die kleinsten Nüancen der Empfindung darbietet, und doch ist die eigentümlich englische Sprachenergie nicht verwischt. Fügen wir noch das treffliche Bild Robertsons, die mit feinem Verständnis aus den verschiednen Haupttypen gewählten Predigten, das ausgezeichnete, wahrhaft tolerante Vorwort Frommels hinzu und weisen auf die gute, aber billige Ausstattung hin — so ergiebt sich: es ist die gewiesene Weihnachtsgabe für alle Freunde unsers Blattes. Bald mehr davon und daraus!
O B

(Kinderschriften) Zwei reizende Büchlein bietet der Alphons Dürrsche Verlag in Leipzig den Kindern dar, jenen kleinsten in der Kinderstube, die schon beten gelernt haben, und den größern, die gern noch ein neues Verschen lernen, auch schon selbst lesen können: „Der gute Hirte. Gebetbüchlein für fromme Kinder. Aus dem Schatz der Kirche gesammelt von G. Weber. Mit Holzschnitten nach L. Richter und andern“ (zweite verm. Aufl.; 172 S.; kartonnirt 1,50 Mk.), und „Der Kinderengel. Spruchbüchlein für fromme Kinder. Mit Luthers Brief an sein Söhnlein Hänsichen und Bildern von L. Richter und E. Peschel“ (zweite Auflage; 60 S.; kartonnirt 1,20 Mk.). Ich wüßte nicht, welchem von beiden den Vorzug geben.
R

Verschiedenes

(Vom „Staatsanzeiger für Württemberg“) Den Lesern unsers Blattes sind wohl noch die Artikel über die Geschichte des Mariendienstes und den Jetzerschen Handel (Nr. 12—14) in Erinnerung. Diese Artikel sind seitdem in Separatabdruck bei H. Klein in Barmen als Broschüre erschienen mit dem Bildnis der Kirche und der „Mutter Gottes“ in Kevelaar auf dem Titelblatt. Am Rande trägt die Schrift die Bemerkung: „Separatabdruck aus dem Evangel.-Luther. Gemeindeblatt für die gebildeten Glieder der evangelischen Kirchen.“ Für jeden, der lesen kann, verrät also die Broschüre deutlich und ehrlich schon auf dem Titelblatt ihren protestantischen Ursprung. Dieses Schriftchen ist nun einem Kritiker, der in den „Staatsanzeiger für Württemberg“ Rezensionen liefert, in die Hände gefallen, und so erschien in Nr. 252 des genannten offiziellen Blattes folgende Anzeige. (Die gesperrten Stellen sind von uns unterstrichen.)

„Aus dem Verlage von Hugo Klein in Barmen wird uns folgende Broschüre zugesandt: »Aus der Geschichte des Mariendienstes (der Jetzersche Handel). Separatabdruck aus dem ‚Evangelisch-Lutherischen Gemeindeblatt für die gebildeten Glieder der evangelischen Kirchen.‘« Unsre Leser ersehen schon aus der in diesem Titel angeführten Quelle, daß es sich hier um eine vom protestantischen Standpunkt aus geschriebene Schrift handelt, auch wenn ihnen nicht bekannt ist, was es mit dem Jetzerschen Handel, dessen ausführliche Darstellung den Inhalt des polemischen Aufsatzes bildet, auf sich hat. Es ist hier nicht der Ort, auf das Materielle desselben einzugehen; an seiner ursprünglichen Stelle im »Evangel.-Luther. Gemeindeblatt« soll ihm sein Verdienst nicht abgesprochen werden [!]. Eine andre Frage aber ist, ob es geraten war, den Aufsatz als billige Flugschrift (60 Pf.) unter das Volk zu werfen, und diese Frage drängt sich umso bedenklicher auf, wenn man das Gewand betrachtet, in welches die Broschüre gekleidet worden ist. Das Titelblatt giebt nämlich die Abbildung der Mutter Gottes und der Kirche in Kevelaar in der Art und Weise, wie man derartige Titelbilder auf katholischen Traktaten zu sehen gewohnt ist, sodaß man beim Indiehandnehmen des Schriftchens nicht anders meint, als eine Erbauungsschrift für das katholische Volk vor sich zu haben [!]. Da nun die Mutter Gottes in Kevelaar mit dem Inhalt der Schrift weiter nichts zu thun hat, und zudem dieser illustrirte Umschlag nur den Haupttitel »Aus der Geschichte des Mariendienstes« im Druck hervorhebt, der Zusatz vom »Jetzerschen Handel« und die Angabe der protestantischen Quelle aber zu beiden Seiten der Abbildung in leicht zu übersehender vertikaler Schrift beigesetzt sind, so muß gegen die Herausgeber dieser Broschüre der schlimme Verdacht entstehen, als ob man dieselbe auch katholischen Lesern in die Hand spielen wolle. Eine derartige Absicht aber ist unter allen Umständen verwerflich, und wir halten es für die Pflicht der protestantischen [!] Presse, den Veranstaltern einer derartigen Propaganda zu bedeuten, daß sie damit der Sache, der sie dienen wollen, einen sehr schlechten Dienst erweisen.“

Diese Auslassungen eines Anonymus im „Staatsanzeiger für Württemberg,“ welchen übrigens der schwäbische Theologe und Literat Richard Weitbrecht in Nr. 268 der „Württembergischen Landeszeitung“ mit Schärfe und Sarkasmus entgegengetreten ist, geben einem andern schwäbischen Freunde unsers Blattes Anlaß zu folgenden Mitteilungen.

---

*) Nur den bescheidensten Ansprüchen an literarische Tüchtigkeit genügt eine in demselben Verlage von Heinsius in Bremen erschienene Erzählung aus der italienischen Reformationsgeschichte: „Dämmerung und Nacht in Italien,“ frei nach dem Englischen von A. Steen. Die Kenntnis der italienischen Reformbewegung ist in der Schrift eine recht oberflächliche; wird doch als Verfasser des Büchleins „Von der Wohlthat Christi“ noch immer A. Palcario angegeben, und die auf einem bloßen Mißverständnisse beruhende unglaubliche Notiz weiter getragen, als hätten sich allein 3000 Schullehrer Italiens dem Protestantismus angeschlossen gehabt! Die Uebersetzung ist zum Teil recht ungeschickt (z. B. S. 149: „durch Portus das Vertrauen einiger Schüler erlangt, half er sich durch“; „der achtzigjährige Pontiff“ statt „Papst“; der „Glockenturm Campanile“! S. 191). Uebertreibungen und Unrichtigkeiten finden sich fast in jedem Kapitel; wer wird z. B. im Ernst Michelangelo einen „heimlichen Ketzer“ nennen (S. 151)! Auch die Bilder nach englischem Geschmack bilden nur einen zweifelhaften Schmuck; was sollen Darstellungen moderner Städte mit Eisenbahn und Dampfschiffen im sechzehnten Jahrhundert! (S. 50 und S. 125). Eine größere Sorgfalt müßte doch auf solche zur weitesten Verbreitung bestimmte Volksschriften verwendet werden.

Vor einigen Wochen wurde von katholischer Seite unter andern Protestanten auch dem Unterzeichneten eine Schrift „in die Hand gespielt," die auf die Empfindlichkeit des Staatsanzeigers ein ganz eigentümliches Licht wirft. Die Schrift bekennt sich auf dem Titelblatte als eine der „Frankfurter zeitgemäßen Broschüren — Neue Folge, herausgegeben von Dr. Paul Haffner, Band III, Heft 4" und trägt den für jeden Protestanten doch gewiß interessanten Titel: „Johannes Tetzel, der päpstliche Ablaßprediger, von Karl Wilhelm Hermann. Frankfurt a. M., A. Foesser Nachfolger, 1882." Dies ist alles, was dem Titelblatt dieser „Frankfurter zeitgemäßen Broschüre" zu entnehmen ist. Sie wird seit 1882 als billige Flugschrift (allerhöchstens kostet sie 50 Pf.) „unter das Volk geworfen," auch von glaubenseifrigen Katholiken thatsächlich protestantischen Lesern „in die Hand gespielt," und ist doch weiter nichts, als eine der vielen ultramontanen Streit- und Schmähschriften gegen den Protestantismus. Aeußerlich also merkt man der Schrift durchaus nicht an, was sie ist und was sie will. Aus der evangelischen Stadt Frankfurt können ja allerlei „zeitgemäße Broschüren" kommen. Und bei dem Herausgeber, Dr. P. Haffner, denkt auch nicht gleich jeder an unsern schwäbischen Landsmann, der seit noch nicht langer Zeit den Mainzer Bischofsstuhl ziert. Der Uneingeweihte bleibt also zunächst völlig im Unklaren über Ursprung und Charakter der Schrift. Ob Protestant, ob Katholik — er nimmt sie arglos zur Hand und hofft eine interessante Belehrung über den berüchtigten Ablaßkrämer — wollte sagen — den päpstlichen Ablaßprediger Johannes Tetzel daraus zu gewinnen. Er sieht hinein: ein Wort des gut protestantischen Historikers Oncken eröffnet die Erörterung. Das macht ja einen überaus gewinnenden Eindruck auf jeden protestantischen Geschichtsfreund! Er liest weiter; da — auf Seite 3 — aha! „Wir haben dabei die Hoffnung — liest er da wörtlich —, daß es uns gelingen möchte, wenigstens alle ehrlich gesinnten Protestanten, besonders die Geschichtsfreunde, denen die Wahrheit über ihr Parteiinteresse geht, von der Richtigkeit unsrer Untersuchung zu überzeugen." Also das ist die ganz nackt hervortretende Absicht: man will mit diesen Broschüren Propaganda machen unter den Protestanten! Dazu auch auf Seite 30 der genannten Schrift der Exkurs über die katholische Lehre vom Ablaß mit dem verräterischen Zusatz: „Was wir für nichtkatholische Leser beifügen." Diese Broschüre ist also recht eigentlich für nichtkatholische Leser, für uns Protestanten geschrieben. Man möchte durch sie „wenigstens alle Ehrlichgesinnten" unter uns überzeugen von der neurömisch-katholischen Auffassung, daß Tetzel der allergetreueste und hochverdiente „Sohn der Kirche" war, dem des Augustinermönchs frecher Angriff auf den Glauben seiner Kirche „das Herz brach" und den im Tode noch protestantische Gehässigkeit und Verleumdungssucht zu einer von Sagen umsponnenen Persönlichkeit und abscheulichen Karikatur entstellt haben. Die „Wahrheit," zu der man uns bekehren möchte, ist die, daß vielmehr „unser großer Reformator" und „allerheiligster Doktor" (Seite 7), welcher „jedem protestantischen Pastor so ziemlich das Licht der Welt" ist, der „Ablaßkrämer" war, der in „marktschreierischer Weise" durch seine Predigt vom Ablaß aller Sünden „allein durch den Glauben" die Leute aufforderte, „nur lustig darauf loszusündigen" nach seinem Grundsatz: Pecca fortiter sed crede fortius (Sündige tapfer, aber glaube noch tapferer)!

Es ist uns leider nicht möglich, noch weitere wortgetreue Notizen aus dieser für einen seiner Sache gewissen Protestanten immerhin amüsanten ultramontanen Streitschrift nach bewährtem Janssenschen Muster zu geben. Wir haben sie schon vor Wochen an die Redaktion des Staatsanzeigers für Württemberg geschickt mit der Aufforderung, die gegen die Herausgeber der Broschüre über die Geschichte des Mariendienstes gerichteten Sätze im Interesse der Parität wörtlich auch gegen die Herausgeber der Tetzel-Broschüre zu wiederholen: die „Absicht," eine derartige Schrift auch protestantischen Lesern in die Hand zu spielen, „ist unter allen Umständen verwerflich," und „wir halten es für die Pflicht der protestantischen Presse, den Veranstaltern einer derartigen Propaganda zu bedeuten, daß sie damit der Sache, welcher sie dienen wollen, einen schlechten Gefallen erweisen."

Trotz wiederholter Aufforderung schweigt sich die Redaktion des offiziellen Blattes für Württemberg über die Sache vollständig aus. Sapienti sat!

Ein schwäbischer Freund des E.-L. G.-B.

(Dr. Schwalb und die Allg. Ev.-Luth. Kirchenzeitung als Eideshelfer) Auf die Auswüchse kirchenpolitischer Journalistik immer wieder hinzuweisen, halten wir für unsre ernste Pflicht. Hervorragendes leistete jüngst die Allg. Ev.-Luth. Kz. in Nr. 45.

Pastor Dr. Schwalb in Bremen, vielleicht der radikalste Theologe auf einer evangelischen Kanzel in Deutschland, seit Jahren gern als „das enfant terrible des Protestantenvereins" bezeichnet, hat in der „Nation" vom 15. Oktober dem Evangelischen Bunde Recht und Leben abgesagt, weil er „durch den Medusenkopf seines Bekenntnisses die freisinnigen Elemente verscheuche." Das Bekenntnis zu Christus als dem eingeborenen Sohne Gottes erweist sich als ein allzu enges „Eingangsthor" für Dr. Schwalb und seine Gesinnungsgenossen. Im Unmut darüber wirft er diejenigen, welche sich zu dem Bekenntnisparagraphen anders stellen, zur Sippe Tartuffes.

Welche Wirkung that das auf die Allg. Ev.-Luth. Kz.? Man sollte meinen, sie müßte gerade dadurch Respekt gewinnen vor dem Evangelischen Bunde, sofern sich derselbe imstande zeigt, eben durch jenes Bekenntnis sich Schwalbs und seine Freunde zu erwehren. Aber das stimmt ja nicht in die Rechnung. Lieber heißt man Schwalb als Eideshelfer gegen den Bund willkommen. Mit Hilfe welcher Beweisführung, das lohnt sich am Orte selbst nachzulesen. —

Inzwischen hat im Namen der Freisinnigen Bremens, welche sich dem Bunde zugewandt haben, Pastor Dr. Burggraf eine Predigt über Matth. 14, 22—33, gehalten am 16. Oktober, herausgegeben: „Unser Bekenntnis zu Jesus Christus, dem eingebornen Sohne Gottes und alleinigen Mittler des Heils. Ein Wort an und für den Evangelischen Bund zur Wahrung unsers Standpunktes gegenüber dem Bekenntnisparagraphen" (Bremen, J. Kühtmanns Bhdlg.; 17 S.). Ohne Zweifel wird die Allg. Ev.-Luth. Kz. auch in diesem Eintreten eines Protestantenvereinlers für den Bund, wie aus Schwalbs Auftreten dagegen klare Gründe gegen den Bund herzuleiten wissen. Diese Kunst, alle Erscheinungen unter denselben parteiischen Gesichtswinkel zu zwingen, ist ja in Wirklichkeit viel leichter, als das Bemühen, auch dem, was nicht in das Parteiinteresse paßt, gerecht zu werden, zumal die kirchenpolitische Journalistik da nur einfach nach dem Muster der politischen zu arbeiten braucht.

Auf Burggrafs interessante Predigt kommen wir gelegentlich zurück. Unsre Stellung zu der Bremer Streitfrage kann nach dem in Nr. 34 Gesagten nicht zweifelhaft sein. Wir halten nach wie vor ein klares und bestimmtes Arbeitsprogramm für das beste Bundesbekenntnis. R

(Berichtigung aus Litauen) Aus Kowno in Rußland erhalten wir von zuverlässiger Seite folgende dankenswerte Mitteilung:

Gestatten Sie mir freundlichst, einen Satz in dem Artikel „Jesuitische Vorbilder und griechisch-katholische Nachahmung" zurechtzustellen. Es heißt dort in Nr. 46, S. 447, Sp. 4: „Uebertritt und Freisprechung der Gattenmörderin v. B. in Litauen." E. v. B. ist allerdings zur griechischen Kirche übergetreten und hat ihren früheren Diener, einen lettischen Bauern, geheiratet, nachdem auch dieser übergetreten war. Beide sind des Mordes angeklagt und nicht freigesprochen, sondern am 29. Oktober/10. November d. J. nach dreitägiger Verhandlung verurteilt worden, obgleich kein einziges Beweismittel für ihre Schuld vorgeführt wurde. Ich habe der Verhandlung vom Anfang bis zum Ende beigewohnt und habe nach der Verurteilung die traurige Gewißheit mit mir nach Hause nehmen müssen, daß zwei unschuldige Menschen zu Mördern gestempelt wurden. Die Geschworenen waren meist Katholiken und konnten nicht verzeihen, daß die Angeklagten übergetreten waren.

(Reliquie des heiligen Nepomuk) Das Prager Abendblatt vom 25. November schreibt: Eines der hervorragendsten Jubiläumsgeschenke für Se. Heiligkeit den Papst Leo XIII. ist bekanntlich das von der Nepomucänischen Heredität gewidmete, nach einem Entwurfe des Dombaumeisters Herrn Mokr im edelsten gothischen Stile gehaltene Reliquiar, dessen Mitte zur Aufbewahrung einer Reliquie des h. Landespatrons Johann von Nepomuk bestimmt war. In Anwesenheit des Herrn Fürst-Erzbischofs Grafen Schönborn, eines Delegaten der k. k. Statthalterei und des Metropolitan-Domkapitels wurde heute Mittag in der Domkirche das silberne Grabdenkmal geöffnet und der gläserne Sarg auf einen bei der Ludmillakapelle vorbereiteten Tisch gehoben, wo die Siegel gelöst und vom Herrn Erzbischof eine größere Partikel von dem Leibe des Landesheiligen entnommen wurde. Der Sarg wurde darauf wieder verschlossen und versiegelt und in den silbernen Sarkophag gelegt. Vor und nach dem feierlichen Akte fanden Gebete statt.

(Bischof D. Teutsch) Am 12. Dezember dieses Jahres feiern die Sachsen in Siebenbürgen einen schönen Freudentag. Ihr Bischof D. G. v. Teutsch vollendet an diesem Tage sein siebzigstes Lebensjahr. Auch wir nehmen freudigen Anteil an dieser Feier. Denn die Sachsen Siebenbürgens stehen uns durch Bluts- und Geistesgemeinschaft nahe, und ihr geliebter Bischof ist auch in Deutschland wohl bekannt und geschätzt. Dieser evangelische Bischof ist nämlich der Typus eines rechten Sachsen, ja man könnte in gewissem Sinne sagen, eines rechten Deutschen. In ihm verbinden sich die Grundzüge deutschen Wesens zu edlem Zusammenklang. Er ist ein treuer Gottesmann, der, auf dem Boden des reinen Evangeliums fußend, für die edle Geistes- und Liebesgemeinschaft seiner Glaubensgenossen in Christo unentwegt besorgt und bemüht ist; er ist ein tiefgebildeter Forscher und Gelehrter, der um die Geschichte Siebenbürgens, sonderlich um die Geschichte der Siebenbürger Sachsen, ausgezeichnete Verdienste sich erworben hat; er ist ein scharfer und ausdauernder Kämpfer für das gute Recht der evangelischen Kirche, der deutschen Sprache und deutschen Sitte in Siebenbürgen. Von seinen vielen, meist gelehrten Schriften ist in weitere Kreise eingedrungen die „Geschichte der Siebenbürger Sachsen" (Leipzig, Hirzel). Teutschs Bedeutung und Wirksamkeit für die Wissenschaft, für kirchliches und nationales Leben ist auch in Deutschland schon mehrfach gewürdigt worden. Der evangelische Verein der Gustav-Adolf-Stiftung wählte ihn in seinen Zentralvorstand; die bairische Akademie der Wissenschaften in München zählt ihn zu den ihrigen; die theologische und die philosophische Fakultät der Universität Jena und die juristische Fakultät der Universität Berlin ernannten ihn sämtlich zu ihrem Ehrendoktor. Unablässig bemüht, das innere und äußere Wohl seiner Glaubens- und Volksgenossen zu fördern, steht Bischof Teutsch noch in der vollen Kraft seines Lebens, eine auch äußerlich stramme und Ehrfurcht erweckende Persönlichkeit. Möge ihm von Gott beschieden sein, zu Gunsten seines treu anhänglichen Volkes noch recht lange zu wirken! —th

Verantwortlicher Herausgeber:
Pfarrer Lic. Martin Rade in Schönbach bei Löbau in Sachsen

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig